

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 8.

Bießen, Sonntag Invokavit, 1. März 1914.

3. Jahrgang.

Persönliche Beeinflussung.

Brief des Paulus an die Philipper 2, 2. Erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einhellig seid.

Wer in der Geschichte des christlichen Glaubens Bescheid weiß, dem ist es auch wohlbekannt, daß in alter Zeit, in den ersten Jahrzehnten, in denen es Christen gab, der Wandel der Christen viel reiner, liebevoller, ehrlicher, mit einem Wort viel christlicher war. Wir kennen wohl alle noch von unserer Schulzeit her das Wort jener Sklavin, welche selbst unter schweren Folterqualen nur zu sagen wußte: „Ich bin eine Christin, und unter Christen wird nichts Böses getan!“ Das ist allerdings ein Urteil aus Christenmund selber, allein, was den römischen Staat schließlich gezwungen hat, die Waffen vor dem Christentum zu strecken, das war die Achtung vor dem Wandel von Leuten, die sich verzehrten in uneigennütziger, aufopfernder Liebe und rein waren von den Lasten der damaligen Heidenwelt.

Daß der Wandel der heutigen Christen weit, weit zurücksteht hinter dem der damaligen Bekenner des Christenglaubens, bedarf kaum eines Beweises. Das fühlen wir an uns selber und sehen es alle Tage, daß Leute, die sich Christen nennen, die sich wohl noch ein besonderes Ansehen zu geben wissen, fähig sind zu schlimmen Dingen, erfüllt sind von grobem Eigennutz und daß sie Unwahrhaftigkeit und Sinnelust nicht scheuen. Was das Christentum heutzutage so in Mißkredit gebracht hat, das ist gar nicht die Anfeindung und Anfechtung seiner Feinde, sondern der Sündendienst, die Scheinheiligkeit so vieler „Christen“.

Ganz gewiß hat mancher von uns schon darüber nachgedacht, woher das kommt, warum das christliche Leben damals so rein, so achtungsgebietend war und heute so ganz anders. Das hat mancherlei Gründe, hier soll, so weit es der Raum erlaubt, nur auf eine Ursache näher eingegangen werden. In alter Zeit war mehr persönliche Einwirkung der Christen aufeinander, mehr persönlicher Einfluß der Führer auf die Gemeindeglieder.

Dieser persönliche Einfluß tritt uns auch in unserem kurzen Texteswort entgegen. „Erfüllet meine Freude“, schreibt Paulus aus dem Gefängnis in Rom an seine Gemeindeglieder in Philippi, von denen er gewiß die aller-

meisten persönlich gekannt hat. Ihm zu Liebe, um ihm in der Trübsal eine Freude zu machen, sollen die Gemeindeglieder in Philippi der Liebe und der Verträglichkeit gegeneinander sich befleißigen. Es läßt sich leicht denken, wie dieser Gedanke an die Bitte, an die drangvolle Lage des Apostels Paulus den Christen in Philippi ein mächtiger Sporn war, seine Wünsche zu erfüllen, seinen Mahnungen nachzukommen. Gar manche gefährvolle Situation in seinen Christengemeinden hat Paulus durch den Einfluß seiner Persönlichkeit wieder in das Geleise gebracht, entweder durch einen Brief, welchen er sandte, oder indem er selber kam. Das gilt z. B. ganz besonders von der Christengemeinde in Korinth.

Dieser persönliche Einfluß hat heute unter uns Christen sehr nachgelassen. Man wird freilich Gründe dafür anführen können. Zur Zeit des Apostels Paulus war das Häuflein der Christen noch klein, daher waren die Beziehungen der Christen untereinander enger, herzlicher, inniger als heute. Und ferner wird man sagen können, daß Persönlichkeiten wie Paulus, der auf seine Mitchristen ganz besonders nachhaltig einwirken kann, heute selten sind.

Aber trotzdem könnte das persönliche Band auch in unseren Christengemeinden viel enger, nachhaltiger sein, wenn wir nur ernstlich wollten. Pate sein, ein Kind aus der Taufe heben, das war früher viel mehr als heute eine persönliche Sache. Man lese so manche Schrift von Glaubrecht, wie z. B. „Der Zigeuner“, wie da zwischen dem Paten und seinem Patenkind wirklich ein Band der Freundschaft, der Treue und des Zutrauens herrschte, wie der Jüngere beim Älteren sich Rat holte, wie einer mit dem anderen litt und mit ihm fühlte! Dieses schöne Verhältnis hörte damals nicht mit der Konfirmation des Patenkindes auf, sondern es löste sich oft erst mit dem Tode, es dauerte lebenslang. Heute ist von diesem schönen Verhältnis oft nicht viel mehr geblieben als der Name, und oft noch nicht einmal der. In der Stadt hört man kaum noch ein Kind von seinem Paten reden, den Erwachsenen kommt das Wort nicht mehr über die Lippen. Es ist eine rein äußerliche Sache, wenn heute in der Stadt jemand ein Kind hebt; am Weihnachtsfest wird irgend ein Geschenk gegeben, ein Löffel und dergleichen, womit das Kind im Augenblick noch gar nichts anzufangen weiß.

Aber es ist kein persönliches Band, welches Pate und Patenkind miteinander verbindet, keine Fürbitte des Paten für das Kind, kein Gefühl der Mitverantwortlichkeit.

Persönliche Beziehungen bestanden früher auch zwischen den Kirchenvorstehern und den ihnen anbefohlenen Kirchengemeinden. Wer die Geschichte der Reformation in Hessen kennt, der weiß, wie persönlich diese alten „Senioren“ ihr Amt aufgefahrt und geführt haben. Bei Familienzwistigkeiten in einem Hause, wenn Tod und Krankheit irgendwo einkehrten, bei Not und Armut, haben diese Senioren persönlich mitgeholfen, mitgetragen und manches wieder in das rechte Geleise gebracht. Man lese die alten Kirchenkonventsprotokolle, wie diesen Männern das Wohl und Wehe der Gemeinde wirklich persönlich am Herzen lag.

Schließlich wäre noch darauf hinzuweisen, wie auch ein rechter Pfarrer sich die persönlichen Beziehungen zu seinen Gemeindegliedern mit aller Kraft soll angelegen sein lassen, sich persönlich soll verantwortlich fühlen für alles, was in seiner Gemeinde Unerfreuliches geschieht. Daß das persönliche Verhältnis der Christen zueinander enger geknüpft wird, davon hängt zum guten Teil die Neugeburt und Neubelebung des christlichen Lebens in unseren Gemeinden ab.

G. G.

Führe uns nicht in Versuchung.

Vor einigen Jahren hörte ich von einer den besseren Ständen angehörigen Frau, daß sie die Ehrlichkeit eines neuen Dienstmädchens auf „sehr schlaue“ Weise leicht und sicher bald nach dem Eintritt des Mädchens feststellte. Sie lege zu diesem Zweck an irgend einen versteckten Platz — etwa unter einen Teppich oder unter eine Vorlage — ein Geldstück. Ist nun das Geld nach einiger Zeit, nachdem das Mädchen an der Stelle gepuht hat, verschwunden, ohne daß es der gnädigen Frau abgegeben wurde, so steht fest: das Mädchen ist unehrlich, und es wird bald entlassen. Ist es aber in seiner Arbeit tüchtig, und man kann im übrigen mit ihm zufrieden sein, dann wird die Probe wohl auch wiederholt, und die Entlassung erfolgt erst, wenn auch das zweite Geldstück wieder verschwunden ist.

An diese „kluge“ Frau wurde ich in diesen Tagen unwillkürlich erinnert, als ich, nachdem des Tages Last und Hitze getragen war, mich noch ein Stündchen zu den Füßen meines lieben Peter Rosegger setzte, indem ich einige Abschnitte aus seinem neuesten Werke „Heimgärtners Tagebuch“*) las und mir da von ihm ein Erlebnis in seiner schlichten, ergreifenden Weise folgendermaßen erzählen ließ:

„Zu Ihnen hätte ich Vertrauen“, sagte er weidmütig, während es schien, als schäme er sich dessen. „Das Beichtgehen habe ich mir schon lange abgewöhnt. Gibt aber halt doch Sachen, die man mit der Zeit nicht ertragen kann. Etwan weil sie schwerer werden oder weil unsereiner schwächer wird. — Aber ein schönes Zimmer haben S'.“ So unterbrach er sich, als ob ihn der augenblickliche Eindruck des Zimmers die schweren Anliegen schon vergessen ließe.

Ein mir wohlbekannter Grobschmied aus dem Murtale wars, der wegen einer geschäftlichen Angelegenheit auf ein paar Tage nach Graz gekommen war und bei dieser Gelegenheit mich besuchte. Er hatte in der Stadt mancherlei Gänge gehabt und dabei war der Grobschmied, der seine Kraft mehr in den Armen als in den Beinen hatte, etwas müde geworden

und hatte sich gedacht, er besuche den „Herrn Dichter“. Es sei ihm bei diesem Herumgehen nämlich eine alte Geschichte eingefallen, die sich mit ihm früher einmal in Graz zugetragen, die ihm in schlaflosen Nächten zu schaffen mache und die er gern vom Gewissen haben möchte. — Ob ich mich nicht erinnern könne, wie ihm dazumal auf dem Grazer Bahnhof die Briefftasche gestohlen worden ist?

Nein, davon wisse ich nichts.

„Es ist geredet worden davon“, sagte der Schmied. „Nur die Ursache weiß niemand als ich. Ist es Ihnen recht, wenn ich die dumme Geschichte“ erzähle?“

„Aber natürlich. Wollen Sie sich dazu nicht eine anstecken!“ und schob ihm das Zigarrenkistchen vor.

„Vergelts Gott. 's ist nicht der Brauch, daß der Mensch beim Sündenbekennen Tabak raucht.“

„Nun, also legen Sie los.“

Der Alte neigte sich vor, stützte seine Ellenbogen auf den Tisch, legte die flachen Hände an die Stirn und begann — heiser zu lachen. „Wir Obersteiner tun immer einmal gern Leut foppen“, sagte er dann. „Bin auch so einer geweest, aber seit neun Jahren foppe ich nimmer, hab' mir's abgewöhnt. — Na, geweest ist die Geschichte so. Bin dazumal nach Graz gefahren, eines Eisengeschäfts wegen war's. Hab' mich selber noch nicht so ausgekannt in der Stadt und hat mich der Donatl herumgeführt. Von einem meinigen Bruder der Sohn, der beim Militär ist geweest und für die paar Tage Urlaub bekommen hat. Ein gutmütiges Bürschel, ein wenig von der leichten Seiten, und die Zeit ist einem bei ihm nicht lang worden. Sind auch ins Theater miteinander, ins Wirtshaus und überall hin. So gut wie dazumal hab ich mich selten unterhalten in der Stadt. Am dritten Tag ist's die höchste Zeit, daß ich heimfahrl, schier's ganze Geld ist beim Teugel geweest. Da fällt's mir im Vorwitz ein: halt, heut foppeft einen Spizbuben! Zieh aus dem Leibelsack die leere Briefftasche, ein alter Sehen, und stecke sie auswendig in den Rocksack, so daß sie ein bißel herauschaut. Will doch einmal sehen, ob's wirklich so schlimm ist mit den Taschendieben in der Stadt. Unterwegs zum Bahnhof schau ich mir noch den Zirkus an, kauf mir nachher ein Glas Bier, und auf dem Bahnhof stellt mein Soldat sich nochmals ein, um sich bei mir zu verabschieden und mir Grüße an seine Leute daheim mitzugeben. Hernach schieb ich mich durchs Gedränge gegen den Schalter hin, um die Fahrkarte zu kaufen, zahle sie mit Silbergeld aus dem Lederbeutel, stecke den wieder in die Hosentasche und denk': So, alte Grazerstadt, jetzt schau dir den Schmiedemeister Resselbacher von hinten an. Nun höre ich auf einmal Getrappel in der Halle, und die Leute fahren durcheinander. „Was ist denn geschehen?“ frage ich. — „Ein Taschendieb!“ heißt es, „der Sicherheitsmann hat einen Taschendieb abgefangen. Ich taste nach meiner Briefftasche, richtig — die ist glücklich weg. Und hab heimlich keine schlechte Freud darüber, daß ein Langfinger in den billigen Köder geschnappt hat und dabei erwischt worden ist. Wie ich aber hinschau — o du heilige Mutter Anna! — zwei Sicherheitswachmänner haben ihn dazwischen und legen ihm Eisen an die Hände — und ist's der Soldat, der Donatl, meines Bruders Sohn. Seine Mühe tief über die Augen herab und schnappen ihm die Knie ein. Wem was gestohlen ist, der soll sich melden! wird ausgerufen. Ich schau, daß ich durch den Wartesaal komm' zu meinem Eisenbahnzug. Da haben sie mich aber aufgehalten und geschrien: „Der ist's, dem hat er die Briefftasche aus dem Sack gestohlen,“ und der Wachmann, der es auch gesehen hat, sagt: „Wahr ist's.“ Aber ich stoß mit dem Ellbogen die Leut weg und sag: „Laßt's mich einsteigen, ich

*) „Heimgärtners Tagebuch“, Verlag von E. Staackmann, Leipzig, Preis geb. 5 Mk., sei den Lesern des „Sonntagsgrünes“ zur Lektüre warm empfohlen.

weiß von nichts. Ein dummer Spaß ist's gewesen, sonst nichts.“ Und wie sie den Soldaten zu mir führen, sag' ich ihm's ins Gesicht: „Wegen einer Wette ist's hergegangen, gelt, Donatl. Sind ja Vettern zusamm' wir zwei — und werden einander bestehlen. Zum Lachen ist's! Daß ich's nicht wahrnehm', hat er gewettet, wenn er mir einmal spaßeshalber so flugs heimlich — — gelt Donatl? Ist ja eh kein Knopf drinnen,“ sag ich, „schaus nur einmal nach in der Briefftaschen!“ — Na ja, da haben sie ihm freilich die Eisen wieder abgenommen, und der Wachmann hat uns noch belehrt, ein andermal sollten wir solche Spässe unter uns allein treiben und nicht unter den Leuten zum Aergernis. Ich spring in meinen Wagen, und ist's mir lieb gewesen, daß der Zug abfährt.“

„So ist ja alles noch ganz nett abgelaufen“, warf ich ein.

„Auswendig“, antwortete der Grobschmied. „Einwendig freilich wohl nicht. Der Donatl hat's halt wohl recht gut gewußt, daß wir nichts verabredet haben und daß ich's weiß, daß er mich allen Ernstes hat bestehlen wollen. Und daß ich ihn nur schandenhalber herausgerissen hab. Hat sich mir auch nimmer unter die Augen getraut, sein Lebtag nimmer. Ist überhaupt nimmer heimgekommen. Nach einem Manöver haben sie ihn tot auf dem Felde gefunden. Erschossen. Aus Unvorsichtigkeit oder wie. Man hat nichts rechtes erfahren können. — Und das ist die ganze Geschichte.“

Dieser Schluß war mir gerade genug. So hatte ich's nicht erwartet. „Und da denken Sie halt manchmal dran“, sagte ich.

„Das glaub ich, lieber Herr, daß ich daran denke! Schier alle Nacht. Ist sonst ein braves Bürschel gewesen, man hat nichts Schlechtes von ihm gehört. Aber leicht, zu wenig Geld, wie es lustigen Soldaten schon geht. Und meine Dummheit hat ihn in Versuchung geführt wie der Teufel selber. Und ich fürcht halt alleweil, die Geschichte ist Ursach, daß er ist gefunden worden — die Kugel durch den Hals. Weil er wohl gar gemeint hat, ich hätt die Sach seinen Eltern erzählt, so hat er sich nimmer heimgewagt. Aber man weiß nichts rechtes. In unserer ganzen Freundschaft ist so eine Unehre' nie vorgekommen.“

Während dieser Erzählung war der Mann immer betrübter geworden, nun sah er eingeknickt da und hielt seine Hände vor's Gesicht. —

So ähnlich wie es dem obersteirischen Schmiedemeister Resselbacher hier ergangen ist, könnte es der „klugen“ Frau auch ergehen, die ihre Mädchen auf so „schlaue“ Weise auf ihre Ehrlichkeit prüft. Und wer möchte wohl zeitlebens mit einem so schweren Gewissensdruck einhergehen? Viel klüger als dieses Fallestellen und vor allem viel menschenfreundlicher und christlicher ist es, seinen Dienstboten mit freundlichem Vertrauen entgegenzukommen. Sie werden es in den allermeisten Fällen mit Vertrauen belohnen; denn

„Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen,
und Liebe erzeugt Gegenliebe.“

K. L.

Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Die Karwoche heißt die *mégali ebdomás*, die große Woche. Jedem ihrer Tage wird das Beiwort „groß“ gegeben „Der große Montag“ und so fort, um sie auszuzeichnen vor den Tagen jeder anderen Woche des Jahres. Sämtliche Tage der Karwoche sind ausgezeichnet durch Fasten und Morgen- und Abendgottesdienste. Das Volk genießt nur Brot, Salz, Gemüse und Wasser. Alles, was von Palmsonntag bis

Ostern in der Kirche geschieht, breitet über das ganze Land eine ernste Stimmung. Die Evangelien, die vorgelesen werden, führen das Volk von Tag zu Tag auf dem Leidenswege des Erlösers weiter. Der Samstag vor Palmsonntag ist der Lazarustag. Die Volkssitte, daß an dem Tage die Kinder armer Leute eine Puppe, genannt „Lazarus“, von Haus zu Haus tragen mit einem Vers, um sich Gaben zu erbitten, habe ich oben schon erwähnt. Am Palmsonntag werden in der Kirche die Palmenzweige geweiht und in Prozession von den Priestern und dem ihnen nachfolgenden Volk durch die Kirche getragen. Am Gründonnerstagabend werden in den Kirchen die sogenannten 12 Evangelien gelesen, d. h. 12 Abschnitte der Leidensgeschichte, zu welchen ein großer Zudrang des Volkes stattfindet. Nach jedem Evangelium ertönt ein Glockenschlag. Das war besonders feierlich bei der russischen Kirche in Athen, deren Glocke einen wundervollen tiefen und ernsten Klang hat. Die „Leiden des Erlösers“ werden an dem Tage als Flugblatt verkauft und viel gekauft, so daß man wohl sagen kann, daß dasselbe in jeder Weise dem Volke nahe gebracht wird. Besonders eindrucksvoll ist der Karfreitag, die *mégali paraskéwi*, der „Rüsttag“, wie der Tag noch heute im Griechischen heißt. Den ganzen Tag gehen die Glocken sämtlicher Kirchen mit Trauerschlägen. Man muß es wohl merken, daß das ganze Land feiert. In der Kirche ist der *epitaphion* ausgestellt, das Bild des heiligen Toten mit Seide und Gold, auf kostbares Tuch gewirkt. Das Volk zieht von Kirche zu Kirche und kauft die in denselben feilgebotenen Blumensträuße von Rosen und Veilchen, Anemonen und anderen Feldblumen, die man um das im Schiff der Kirche aufgestellte *Epitaphion* legt, gleichsam als letzte Ehrung für den Toten. Die Fahne auf dem Schloß ist halbmast. Es wird oft geklagt über die Ungehörigkeiten, die besonders die jungen Leute beiderlei Geschlechts, die sich des öfteren in den verschiedenen Kirchen treffen, treiben. Aber die Klage selbst beweist, daß doch viel ernste und wahre Teilnahme vorhanden ist. In einzelnen Kirchen wird auch über die Leiden gepredigt; ich habe selbst einmal eine gute Karfreitagspredigt von dem besten Kanzelredner Athens gehört, der in Deutschland seine theologische Bildung genossen und auch etwas gelernt hat. Der Glanzpunkt der Karfreitagsfeier ist die Prozession mit dem *Epitaphion* am Abend. Aus jeder Kirche macht eine größere oder kleinere Gemeinde ihren Umzug innerhalb des Pfarrbezirks. Am glänzendsten sind die Prozessionen der Hauptkirchen, vor allem der Metropolitankirche. Dort wird die Prozession angeführt von dem Metropolitan, dem geistlichen Haupte der Kirche Griechenlands. Nach dem Abendgottesdienst zwischen 8 und 9 Uhr bewegt sich die Prozession durch die Hauptstraßen und über die Hauptplätze der Stadt. Ihr voran laufen die Straßengungen, welche unaufhörlich mit gellender Stimme schreien: *Kirie eléison*. Es folgt eine Regimentskapelle, welche ernste Weisen spielt, wie die Trauermärsche von Beethoven und Chopin; in den Zwischenpausen hört man feierliche Paukenschläge und den näselnden Gesang der Priester, welche unmittelbar hinter der Musikkapelle gehen, in ihrer Mitte der Metropolitan in glänzender hochpriesterlicher Tracht, die von Gold stroht, auf dem Haupte die mit Edelsteinen besetzte *Tiara*, in den Händen den Bischofsstab, die *Pateriça*, die ihm als einzige Stütze dient auf dem 1½ Stunden dauernden langen Gange in den schweren Gewändern. Es folgt der *Epitaphion*, dessen Zipfel von den Staatsministern gehalten werden, gerade wie bei einem großen Leichenbegängnis. Dann folgen die höchsten staatlichen und militärischen Spitzen, Provinzialdirektor, Kreisräte, Generäle und das Volk zu vielen

Tausenden. Jeder trägt sein Lichtlein. In der Menge unterscheidet man die Familien. Der Mann mit dem Jüngsten auf dem Arm, Mütter und Kinder, Reich und Arm, alle in andächtiger, würdiger Haltung. Von den Balkons werden die Feuerwerkskörper unter die Menge geworfen und bengalische Lichter abgebrannt, ein moderner Unfug. Wenn man von dem Verfassungspiaz in die gegen Westen sich absenkende Hermesstraße, die Hauptverkehrsader Athens, hinablickt, und die Tausende strahlender Lichter sieht, kann man sich dem zauberhaften Eindruck dieser Grablegung Christi nicht entziehen. Im Königsschloß habe ich diese Feier wohl auch mitgemacht. Aus der im obersten Stock gelegenen griechischen Schloßkapelle bewegte sich der Epitaphion durch die Korridore eben dieses Stockwerkes, die königliche Familie schritt hinter her und der Hofstaat. Zum Schluß nahm man von dem Katafalk die Veilchensträußchen mit nach Hause, an denen man aber nicht riechen darf, wenigstens nicht vor den Augen der Griechen.

Der folgende Tag, der große Sabbat, wird mit strengem Fasten gefeiert, was doppelt schwer sein mag, je näher das Ende der Fasten ist, und je reichlicher auf dem Markt, den offenen Plätzen und vor den Kaufläden, alles, was den Appetit reizen kann, ausgebreitet ist und für das Mahl der Nacht schon gekauft werden muß. In den Höfen werden die Osterlämmer gebraten am Spieß, einem hölzernen Pfahl, der durch das Tier gesteckt, und über einem langsamen Feuer unter Aufstreuung von Pfeffer und Salz gedreht wird. Schon während der ganzen Karwoche haben die Hirten ihre Lämmerherden in den Umkreis der Stadt getrieben. Auf den Hügeln und Triften warten sie der Käufer. Der Vater selbst wählt mit kundigem Auge das Lamm für seine Familie aus. Da finden auch die Kinder zu tun, die ein etwa schon zu Anfang der Woche gekauftes Lamm mit bunten Seidenbändern schmücken und sorgsam pflegen. Am Osteramstag reichen die Mehger für die kolossale Arbeit nicht aus. Da bieten sich dann unzuständige Mehger mit lauter Stimme in den Straßen an und kaufen auch die Häute der geschlachteten Tiere auf. Das Blöcken der Lämmer und der aufsteigende Rauch der improvisierten Herdfeuer geben am Ostersabbat der Stadt ein besonderes Gepräge. Auf den Tischen vor den Kaufmagazinen liegen Lichter in allen Größen und Eier in allen Farben aus. In jedem Hause sind die Frauen mit dem Backen der Kuchen und dem Färben der Eier beschäftigt. So verstreicht langsam der Tag. Abends flutet das Volk in die Kirche. Die ganze Nacht hindurch dauert die Ostervigilie. Die Kirchen sind voll von Menschen und diese stehen bis auf die Straßen hinaus. Man lauscht den Schriftlesungen und Gesängen der Priester und Chöre. Vor der Kathedrale und anderen großen Kirchen sind Tribünen errichtet, welche kurz vor Mitternacht von den Priestern betreten werden. Endlich schlägt es Mitternacht. Das Osterlicht wird angezündet in der Kirche und hinausgetragen. Christ ist erstanden! tönt es aus Priester mund von den Tribünen, und das ganze Volk bricht freudejauchzend in denselben Sieges- und Freudenruf aus: Christós anéste! Die unangezündeten Lichter, die jeder Festteilnehmer mitgebracht hat, werden angezündet, ein christlicher Bruder reicht das Licht dem anderen, man grüßt sich mit Ruf und Kuß. Gar viele tragen bereits die hartgefotenen Eier in der Tasche um nach dem Schlag der mitternächtlichen Stunde, das Ende des Fastens mit einem ersten Speisegenuß zu feiern. Nun teilt sich die Menge, ein Teil bleibt in den Kirchen, die Ostervigilie bis zu Ende zu hören, ein anderer begibt sich nach Hause, um im Familienkreise das Ostermahl einzunehmen. Der Gegen-

satz von Fastenernst und Fastenentbehrung einerseits und Osterfreude und Ostergenuß andererseits ist außerordentlich stimmungsvoll. Besonders schön zu sehen ist die fröhliche Heimkehr lichttragender Menschen auf den Straßen oder das Herabsteigen der Ostergemeinde von der Georgskirche auf dem Enkabetos, die wie eine Lichtschlange sich der Stadt zu bewegt. In der Metropolitankirche pflegt die königliche Familie der Osterfeier beizuwohnen, unter dem Donner der Kanonen, der in das verwirrende Getöse der vielen hundert Osterglocken sich mischt. Die ganze Nacht hindurch schießt, was eine Schußwaffe hat, seine Freudenschüsse, und wer sie nicht hat, macht sich eine aus alten Flintenläufen. Man kann die Nacht kaum schlafen. Freudenschüsse sind ein morgenländischer Brauch bei Christen und Muhammedanern. Man sagt, daß zur Zeit der türkischen Fremdherrschaft nur am Osterfest den unterworfenen Christen gestattet war zu schießen; so erklärt sich die besondere Freude, welche Alte und Junge an dieser Uebung haben. Am Ostermorgen ertönt in den Kirchen das in lebhaftem Rhythmus sich bewegende Ostersiegeslied, das epinikion: Christós anéstiek nekrón thanáto thanaton patisas, Christ ist erstanden von den Toten, durch seinen Tod den Tod unter sich tretend, kátis en mnímasin zoín charisámenos, und denen, die in den Gräbern sind, das Leben schenkend. Ja es ist etwas Erhebendes um die Osterfreude eines ganzen Volkes. Von Ostern bis Himmelfahrt an den 40 Tagen des Auferstehungslebens Christi auf Erden ist das der Gruß, den man überall, wo Freunde sich treffen, vernimmt: Christós anésti und die Antwort alithós anésti! er ist wahrhaftig auferstanden. (Fortsetzung folgt.)

Noch einige Erinnerungen an Moltke.

Als ich kürzlich gebeten wurde, noch weitere Erinnerungen an unseren großen Schlachtenlenker mitzuteilen, war ich aufrichtig erfreut, daraus zu ersehen, daß das Andenken an diese edle Gestalt in einigen noch fortlebt. Freilich wird die Zahl derer, die ihn noch kannten, immer geringer, — aber gerade darum macht es mir Freude, von dieser Zeit zu erzählen, die nun schon so weit zurückliegt, die miterlebt zu haben mir aber so sehr wertvoll ist.

Der Feldmarschall war ein großer Kinderfreund; nun war sein erstes Großnichtchen zugleich sein und auch mein Patenkind. Er beschäftigte sich gern mit der Kleinen, die ein drolliges Kind war, und wir sprachen wohl mitunter von ihr. Da geschah es, daß beide, der alte Herr sowohl, wie die kleine Großnichte gleichzeitig bei einer Trauung in der Kirche anwesend waren, er als Hochzeitsgast, das Kind als Zuschauer. Nun konnte sie ihrer Kleinheit wegen kaum etwas sehen, und schrieb dann ihrem Großonkel, wie er mir lächelnd erzählte, mit ihrer steilen Kinderschrift, sie habe „sunt“ (Pfund) schwere Tränen geweint; denn sie habe die Braut nicht sehen können. —

Einst war der Feldmarschall einmal zur Tafel beim alten Kaiser und der Kaiserin Augusta geladen und saß bei Tisch neben einer jungen Hofdame, die er noch wenig kannte. Er unterhielt sie, indem er ihr erzählte, wie er einstmals als Gast des Kaisers Napoleon mit diesem zu einer Jagd im Walde zu Compiègne geritten sei. Dabei streifte ein herunter hängender Ast dem Kaiser den Hut ab, und da das kaiserliche Gefolge weit zurückgeblieben war, stieg Moltke vom Pferde, hob den Hut auf und gab ihn dem Kaiser. Da sagte die junge Hofdame: „Ja, Erzellenz, den Hut haben Sie ihm wiedergegeben, die Krone aber haben Sie ihm ge-

nommen.“ — Ein Herr, der mit bei Tisch saß und diese Unterhaltung mit anhörte, hat mir dies später erzählt. —

Diese Zeiten liegen lang zurück, wie jedermann weiß, so war auch die Stadt Berlin damals noch nicht die Millionenstadt, wie sie es heute ist, und besonders das Leben auf den Straßen in den späten Nachstunden war durchaus nicht lebhaft. So erinnere ich mich eines Winterabends, an dem tiefer Schnee lag, und mein Weg mich, als ich aus dem Theater kam, gegen elf Uhr die Linden entlang führte, daß ich von weitem schon auf der fast menschenleeren Straße eine hohe Gestalt an den Häusern entlang vor mir hergehen sah. Mein Wagen konnte des vielen Schnees wegen nur langsam fahren, doch erkannte ich sogleich die Persönlichkeit. Es war Moltke in Uniform, der allein und tief in Gedanken versunken, gar nicht um sich blickend, die einsame, schneehelle Straße nach Hause ging.

Mir ist dieser Anblick unvergeßlich geblieben; denn es strahlte eine solche Hoheit und Ruhe von dieser Persönlichkeit aus, wie er so groß und doch so völlig schlicht einhertritt, daß ich mir sagen mußte, so lange dieser Mann für unser Vaterland dachte und wachte, so lange könnten äußere Feinde uns nichts anhaben. Baronin R.

Ein pfälzischer Musitant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Sortsetzung.)

Mittlerweile war ich 12 Jahre alt geworden und war für meine Jahre ein recht kräftiger Junge. Bei der Feldarbeit mußte ich tüchtig mithelfen, namentlich im Herbst, wenn wir Schulferien hatten, gab es viel zu tun. Ich habe manchen Wagen mit Dickrüben oder Weißrüben ganz allein geladen und dann das Gespann selbständig nach Hause gelenkt. In dieser Zeit habe ich auch mein erstes Geld verdient, ich bin nämlich einmal zur Zeit der Weinlese 14 Tage lang bei dem Weinhändler Mahler in Kreuznach beschäftigt gewesen. Das hat sich auf folgende Art gemacht. Notar Graf in Bingen, bei dessen Vater, wie ich schon mitgeteilt habe, mein Vater als Knecht gedient hat, hatte mit Freunden einen Ausflug nach dem Donnersberge gemacht und hatte meinen Vater, an dem er immer noch mit großer Liebe hing, nach Marienthal bestellt. Er wollte den „Ruppertscker Hannes“, wie er sagte, wieder einmal sehen. Mein Vater hatte mich mitgenommen, und so saßen wir beide denn im Wirtshause „Zur Burg Falkenstein“ mit den Herren aus Bingen zusammen. Von allem möglichen wurde dort gesprochen, im Mittelpunkt des Gespräches stand der deutsch-französische Krieg. Mein Vater hatte erzählt, daß Georg bei Sedan geblieben sei, und da stellte sich heraus, daß unter den fremden Herren einer war — ich weiß nicht mehr, wie er hieß —, der einen Sohn im Gefechte bei Ardenay am 3. Dezember 1870 verloren hatte. Schließlich war auch die Rede auf mich gekommen. Man hatte mich gefragt, was ich werden wolle, worauf ich froh und stolz erwidert hatte: „Ich will ein Glaser werden.“ Dann mit einem Male hatte Herr Graf gesagt: „Sag mal, Hannes, ist dein Peter gern Trauben?“

Da hatte mein Vater gelacht und gesagt: „Warum nicht? Herr Notar, der ist Trauben, wenn er sie hat, aber auf unserem Schloßberge wachsen nur Schlehen und Hagebutten.“

„Ich weiß aber etwas für den Peter,“ sagte Herr Graf, „mein Freund Mahler in Kreuznach sucht Leser, er hat seither immer Mädchen aus dem Hunsrück gehabt, die sind

dieses Jahr ausgeblieben. Laß den Bub mit uns fahren, Hannes, ich bringe ihn heute noch zu meinem Freunde.“

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte der Vater, „wenn der Peter will.“

Ob ich wollte? Ich sprang beinahe vor Freude in die Höhe. Eine Weinlese mitmachen und eine Stadt, von der ich schon viel gehört hatte, sehen, das kam mir als ein großes Glück vor.

Viel Zeit war nicht zu verlieren, da die Herren bald abfahren wollten. So sprang ich denn rasch den Berg hinauf nach Hause, ließ mir von der Mutter, die zuerst über meine Pläne den Kopf schüttelte, die nötigsten Habseligkeiten in ein großes, rotes Taschentuch einpacken und eilte nach Marienthal zurück. Ich bekam meinen Platz auf dem Bocke neben dem Kutscher. Hier saß ich hundertmal lieber als in der Chaise selbst, obwohl man das Dach zurückgeschlagen hatte; denn ich konnte mich frei nach allen Richtungen umsehen. Es war auch ein schöner, milder Herbsttag, und der Kutscher war ein alter, freundlicher Mann, der mir viel erzählte von seinen Kindern, von seinen Pferden und von seinen Erlebnissen. Wir fuhren über Rodenhäuser und dann das Alsenzthal hinab und waren abends in Kreuznach. Ich bekam bei Weinhändler Mahler mein Quartier in einem Seitenbau neben dem Kelterhause, in einem Zimmer, in dem außer mir noch ein Knecht schlief.

Das war nun eine Lust, in den darauf folgenden beiden Wochen bei der Traubenlese mitzuhelfen. Ich lernte alle berühmten Weinlagen der Nahestadt kennen, den Hasenreth, den Kauzenberg und den Hinkelstein. Emsig schnitt ich die Trauben ab; daß ich manche der süßen Beeren in meinen Mund spazieren ließ, brauche ich wohl nicht zu sagen. Meine Fröhlichkeit wurde auch nicht durch einige freche Kreuznacher Buben herabgemindert, die gleichfalls bei Mahler beschäftigt waren und mich, weil ich vom Lande war, nur „Bauer“ oder auch „dummer Bauer“ nannten. Ich habe mich ja meiner Herkunft von einem kleinen Dorfe nie geschämt, bin vielmehr Gott allezeit in meinem Leben dankbar gewesen, daß ich meine Kindheit nicht in einer großen Stadt verlebt habe, wo ein Kind nicht in Zusammenhang mit der großen, freien und schönen Natur steht.

Aber meine größte Freude war, als die Weinlese zu Ende war und Mahler mir zwei neue, blinkende, preußische Taler gab. Das war mein erstes, selbstverdientes Geld. Ich ging den weiten Weg nach Hause zu Fuß, und zwar ging ich über Alsenz, Oberhausen und Würzweiler. Als ich an diesem Orte den steilen Feldweg hinauf nach meinem Heimatdorfe ging, beschleunigte ich immer mehr meine Schritte, ja den letzten Teil des Weges legte ich im Lauffchritte zurück. Ohne guten Tag zu sagen trat ich in die Wohnstube und sagte zur Mutter, indem ich meine blinkenden Geldstücke auf den Tisch legte: „Mutter, das habe ich verdient, das ist für dich!“

„Du bist ein braver Bub,“ sagte die Mutter, „aber es ist gut, daß du wieder daheim bist.“ Dann schenkte sie mir Kaffee ein und gab mir ein großes Butterbrot.

Im Winter gab es für mich nicht allzu viel zu tun. Wenn der Vater mit Friß im Walde arbeitete, hatte ich das Vieh zu besorgen. Sonst aber war ich, wenn die Schule zu Ende war, ganz beschäftigungslos. Da knüpften sich nun für mich Beziehungen an, die für mein ganzes späteres Leben von der größten Bedeutung werden sollten. Der, der mein Schicksal in bestimmte Bahnen lenken sollte, war Gottfried Keiper, der Nachbarssohn, der mir einst, als ich noch klein war, so viel Angst gemacht hatte. Gottfried war nämlich

Musikant geworden und hatte sich gleich nach der Entlassung aus der Schule einer jener zahlreichen pfälzischen Musikkapellen angeschlossen, die die ganze Welt durchziehen. Die Heimat dieser Musikanten, auch „Schnorranten“ genannt, ist allerdings nicht eigentlich die Nordpfalz, sondern vielmehr der Westrich, das Glan- und Odenbachtal, die Gegend zwischen dem Donnersberge und dem Oberlauf der Nahe einerseits und zwischen Kirn und Kaiserslautern andererseits. Kusel, Wolfstein, Lauterbach, Jettenbach und Kaulbach, das sind die eigentlichen Musikantensitze. Aber das Musikantenland erstreckte sich damals mit seinen Ausläufern bis in die Gegend, in der ich geboren bin. In der Nähe von Rockenhausen, in den Dörfern Heiligenmoschel, Teschenmoschel und Hefersweiler wurde ebenfalls viel Blechmusik gemacht. So war Gottfried Keiper, der kein Geschäft erlernt hatte, Musikant geworden und hatte nun, am Ende meiner Schulzeit, schon mehrere große Reisen hinter sich. Im Winter waren die pfälzischen Musikanten allesamt zu Hause, übten auf ihren Instrumenten und verzehrten das Geld, das sie in der guten Jahreszeit erworben hatten. Sobald die Lenzsonne wieder schien und die Bauersleute in der Zeit nach Fastnacht wieder hinaus auf das Feld gingen, taten sie sich zu Kapellen zusammen und zogen in die weite Welt, durch die Rheingegend und Norddeutschland hindurch, nach Belgien, Holland, Frankreich und England, in gleicher Weise nach Norwegen und Schweden. Vereinzelte Kapellen spielten in den russischen Ostseeprovinzen, in den letzten Jahren sind pfälzische Kapellen sogar nach Afrika und Australien gegangen, nachdem sie den Weg über das Weltmeer nach Amerika schon viel früher gefunden hatten. Ich würde mich nicht wundern, wenn Amundsen pfälzische Musikanten mit nach dem Südpole mitgenommen hätte, die unterwegs den Eisbären aufgespielt hätten. —

Es wird im Winter 1872/73 gewesen sein, da hatte der Donnersberg eines Morgens, als wir aufwachten, eine weiße Kappe über sein Haupt gezogen, richtiger gesagt, er hatte eine weiße Decke über seinen breiten Rücken gebreitet, und nun schneite es mehrere Tage lang, daß in Feld und Wald nichts auszurichten war. In diesen Tagen war Gottfried Keiper von einer Reise, die ihn mit seiner Kapelle nach England geführt hatte, zurückgekommen. Ich hatte mich an einem Nachmittage mit meinen Schulkameraden auf dem Schloßberge herumgetrieben. Wir hatten Schneemänner gemacht und schließlich ein Schneeballengesecht geführt, auf einmal stand Gottfried in unserer Mitte. Aber er beteiligte sich nicht an unserem Spiele, sondern tat wie ein fremder, vornehmer Herr. Er trug einen neumodischen, runden, steifen Hut und hatte einen Pelzkragen um den Hals gelegt. Auch sprach er nicht mehr in der altvertrauten nordpfälzischen Mundart, sondern sagte „dat“ und „wat“ und „jejangen“ und „jesehen“.

Ich kann nicht anders sagen, als daß der elegante, vornehm tuende Jüngling uns Ruppertsecker Buben, die wir nichts weniger als geschmiegelt waren, sehr imponierte. Besonderen Respekt bekamen wir vor ihm, als er dort oben auf dem Schloßberge aus einem Block ein dünnes, weißes Papier herausriß, dann einer Dose etwas Tabak entnahm, sich kunstgerecht eine Zigarette drehte, diese in Brand steckte und das Streichholz mit einer eleganten Armbewegung wegwarf. Den Namen „Zigarette“ hörten wir damals zum erstenmal aus Gottfrieds Munde. Noch nie hatten wir gesehen, daß jemand solche Dinger rauchte. Die Männer in Ruppertsecken rauchten allesamt die Pfeife, zumeist die kurze Pfeife, die bei der Arbeit nicht hinderlich war und in der Winterkälte

hübsch die Nase wärmte. Junge Burschen gingen Sonntags stolz durch das Dorf, wenn sie die mächtige, lange Pfeife, die mit großen Troddeln geziert war, in der Hand trugen, aber selbst Zigarren kannte man damals in meiner Heimat noch nicht. Und es waren auch nur zwei Sorten Tabak bei Krämer Lippert zu haben. Die eine nannte man „Elephant“, weil auf dem Päckchen ein Elephant abgebildet war, und die andere, die auf der Vorderseite der Umhüllung einen stolzen Reitersmann zeigte, hieß „A. B. Reiter“. Von dieser Sorte ging die Rede: „A. B. Reiter, drei Züg' do leit er.“ Auch brachte niemand seine Pfeife mit einem Sündholz in Brand, für diesen Zweck hatten alle Männer Sunder und Feuerstein.

Ich betrachtete es als einen großen Vorzug, als Gottfried Keiper an jenem Wintertage mich aufforderte, mit in das Haus seines Vaters zu gehen, weil er mir die Sachen zeigen wolle, die er von seiner Reise mitgebracht habe. Er kramte aus der Tischschublade eine ganze Menge von Dingen aus: einen Tabaksbeutel, der in Amsterdam gekauft sei, ein Stammbuch, in das seine Freunde einschreiben sollten, eine Ziehharmonika, die in Paris, und eine Taschepistole, die in Brüssel entstanden sei. Was er sonst noch für Gegenstände damals vor mich hinlegte, habe ich vergessen.

Dann erzählte mir Gottfried von seinem Wander- und Musikantenleben. Die Kapelle war 8 Mann stark gewesen, der Meister — so nennen die pfälzischen Musikanten ihren Direktor, der zugleich Unternehmer ist — war aus Altenglan gebürtig. Gottfried hatte Klarinette geblasen, aber er spielte mitunter auch Bass. Von Oberstein an der Nahe hatten sie ihre Wanderung angetreten, quer durch den Hunsrück waren sie, immerfort musizierend, bis nach Trier gezogen. Von Trier ging es die Saar aufwärts bis nach Metz. Auf einem Landgute bei Metz hatten sie bei der Hochzeit der Tochter eines Barons aufgespielt. Aber die Sache war dadurch unangenehm geworden, daß die jungen Damen, die an der Hochzeit teilnahmen, Gottfried zu oft zum Tanze aufgefordert hatten. Und Gottfried tanzte natürlich mit ihnen: Schottisch, Mazurka und Walzer links herum. Da war der Meister wütend geworden, weil ihm die Klarinette fehlte, aber Gottfried, der wußte, daß er dem Meister unentbehrlich sei, hatte sich natürlich nichts gefallen lassen. Energisch hatte er erwidert: „Mein Herr, mäßigen Sie sich, sonst Sorge ich dafür, daß Sie aus dem Saale hinausfliegen.“ In Metz hatte Gottfried in einem Café — ich wußte damals noch nicht, was das sei — einen preußischen Leutnant kennen gelernt, der ihn in das Offizierskasino eingeladen hatte. Dort hatte er auf seiner Klarinette blasen müssen, und ein Oberst hatte gesagt: „Ich habe schon viele gute Musiker gehört, aber so ein schönes Klarinettenblasen ist mir noch nicht vorgekommen.“ Dann war die Kapelle nach Frankreich gewandert, und die Franzosen waren allemale begeistert, wenn sie Gottfrieds Musik hörten. Nur einmal war es dem Gottfried beinahe übel gegangen. Das war in einer Vorstadt von Paris, da hatte ihn eines Abends, als er nach seiner Herberge gehen wollte, einige Franzosen verfolgt mit dem Rufe: „un Prussien!“, aber Gottfried hatte die Angreifer rechts und links in die Straße hineingeschleudert und ruhig seinen Weg fortgesetzt. Was er weiter von seinen Erlebnissen in Belgien, Holland und England erzählte, weiß ich nicht mehr, ich halte es auch für kein großes Unglück, daß ich das vergessen habe. Aber das ist mir noch in der Erinnerung, daß der junge Musikant erzählte, wie er auf der Rückreise von England einen großen Seesturm erlebt habe.

Ich war von diesen Mitteilungen ganz hingerissen. Daß aus Gottfried, der mir früher durch sein Fraßensschneiden so

viel Angst eingejagt und der später beim Grasen und Aehrenlesen uns Kindern so viel Lug vorgemacht hatte, ein so eleganter, selbstbewußter Herr werden würde, hätte ich nie gedacht. Und Geld hatte der Gottfried, seine Börse war gut gespickt. Als ich ihm sagte: „Ihr Musikanten verdient aber viel Geld“, da nickte er zustimmend. Gleich darauf aber schnitt er eine Frage, wie ich von früher her sie an ihm kannte, und, während ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht zog, sagte er: „Weißt du, Peter, ich war der jüngste in meiner Kapelle, und da mußte ich immer, wenn wir auf der Straße aufspielten, das Geld in meine Mütze sammeln. Na, ich wäre ja ein Simpel gewesen, wenn ich das Silber nicht für mich behalten hätte.“

(Fortf. folgt.)

† Ein Nachwort zum Gießener Karneval.*)

Narrenspiel und Mummenschanz ist ein gutes Ding, und niemand soll es der Jugend rauben. Denn es liegt uns Menschenkindern im Blute, einmal anders zu sein als sonst, uns in ein fremdes Gewand zu hüllen mit buntem Glitterkram, uns unkenntlich zu machen und so selbst neu die Welt von einer neuen Seite zu betrachten. Wenn das Spiel auch nur wenige Stunden währt, wir fühlen uns frei von den Sorgen des Alltags und vergessen dabei gern das Nürrische unseres Tuns.

So dachten sie fast alle, die da am Dienstag nachmittag auf dem Seltersweg steif und komisch in ihrer ungewohnten Gewandung einherstolzierten, Konfetti um sich streuten und Papierschlangen warfen, um damit die Aufmerksamkeit einer Schönen zu harmlosem Flirt auf sich zu lenken. So dachten wohl auch die meisten Besucher der Maskenbälle und Kaffeehäuser.

Und doch gab es auch hier, wie bei allen Dingen, unangenehme Ausnahmen, die es nicht zulassen, daß stillschweigend darüber hinweggegangen wird, und die leider geeignet sind, recht grelle Lichter auf das Ganze zu werfen.

Wenn ein Rudel maskierter Burschen ein nicht maskiertes Mädchen in die Enge treibt, um es der Reihe nach abzuküssen, daß dem armen Dinge die Schamröte in die Wangen steigt — wenn in einem Café ein völlig nüchterner Student einen Fremden neben beleidigenden Zurufen damit empfängt, daß er ihm einen Schoppen Bier ins Gesicht gießt, das sind denn doch keine Karnevalscherze mehr. Solche Scherze — der Scherz treibt in Gießen überhaupt bisweilen gar seltsame Blüten — sind bedauerlicherweise imstande, den Gießener Karneval sehr in Mißkredit zu bringen.

Aber damit nicht genug. Die erwähnten Fälle sind noch harmlos gegen den widerlichen Auftritt in der Bahnhofstraße, wo gegen 6 Uhr morgens die erhitzten Köpfe jugendlicher Rohlinge, die vom Maskenball kamen, über ein Mädchen in einen Streit gerieten, der in Schlägerei ausartete und endlich den Hauptschreier dazu trieb, mit seinem Revolver auf ein Mädchen, das an dem Jank nicht im mindesten beteiligt war, zu zielen. Ja, leider zu zielen, wie von Augenzeugen ausgesagt worden ist. Es war kein unglücklicher Zufall, der es veranlaßte, daß die Bedauernswerte einen Schuß in das

Kniegelenk erhielt, der vielleicht das Bein steif werden läßt. Und auch hier ist festgestellt worden, daß keiner der Beteiligten betrunken war.

Das sind die Blüten, die der Gießener Karneval treibt. Traurige Blüten. Sie beweisen, daß der Gießener nichts von dem leichten Frohsinn, von der harmlosen Gutmütigkeit seiner Nachbarn vom Rheine hat, daß Gießen nicht reif ist für den Fasching. Die Zwischenfälle sollten zu ernststen Bedenken Anlaß geben!

K. B.

Kleine Mitteilungen.

Die Pfarrstelle zu Pohl-Göns wurde Herrn Pfarrer Ludwig Naumann zu Siefersheim in Rheinhessen übertragen. Der Genannte ist ein Sohn des Herrn Kirchenrates Pfarrer i. P. Dr. Naumann, früher in Gießen, jetzt zu Dieburg im Ruhestande lebend.

Sonntag, den 1. März, abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, veranstaltet der evangelische Kirchengesangsverein zu Gießen in der Stadtkirche bei freiem Eintritte eine geistliche Musikaufführung.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 1. März, Invokavit.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrer D. Schloffer.

Abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr: Geistliche Musikaufführung des Evangel.
Kirchengesangsvereins.

Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen
Jugend der Matthäusgemeinde.

Dienstag, den 3. März, nachmittags 4 Uhr im Mat-
thäusaal: Frauenmissionsverein.

Mittwoch, den 4. März, abends 8 Uhr: Vereinigung der
konfirmierten weiblichen Jugend der Markusgemeinde.

Nächstkünftigen Sonntag, den 8. März findet im Abend-
gottesdienst Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und
Markusgemeinde gemeinsam statt. Anmeldung vorher bei
dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Professor D. Eck.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.
Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 5 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Abends $\frac{1}{2}$ 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen
Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

Mittwoch, den 4. März, abends 6 Uhr: 2. Passions-
andacht. Pfarrer Ausfeld.

Freitag, den 6. März, nachmittags 4 Uhr: Versammlung
des Frauenmissionsvereins der Lukasgemeinde.

Nächstkünftigen Sonntag, den 8. März findet im Abend-
gottesdienst Beichte und heil. Abendmahl für die Lukas- und
Johannesgemeinde gemeinsam statt. Anmeldungen dazu wer-
den bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

*) Dieser Artikel, der uns aus unserem Leserkreise zugeht, stimmt in seiner Beurteilung der Faschingsfreuden nicht mit dem überein, das wir früher im „Sonntagsgruß“ veröffentlicht haben. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, an diesen Ausführungen um ihres ersten Inhaltes willen etwas zu ändern. Der Herr Verfasser tadelt mit vollem Rechte Vorkommnisse, die unserer Stadt nicht zur Ehre gereichen und die von dem weitaus größten Teile unserer Bevölkerung gewiß mit Entrüstung verurteilt werden.

D. Red.

Das Geheimnis
alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge,
wie Mitesser, Finnen, Blütchen, Hautröte, Pickel, Pusteln usw.
zu vertreiben, besteht in täglichen Waschungen mit der echten
Stechenpferd-Feerschwefel-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pig. Überall erhältlich.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter
 Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15⁰/₀ bis 20⁰/₀
 Reparaturen billigst

Sport.
 Schneeschuhe — Stöcke
 Rodelschlitzen
 — mit 10 Prozent Nachlaß. —
C. Zimmermann,
 Schreinermeister, Neuen Bäume 15.

Frdr. Teipel
 — 16 Markt 16 —
 empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stickereien :: Spitzen
Einätze :: Borden
Gutter :: Knöpfe etc.
 sowie alle einschlägigen Artikel
 in großer Auswahl.
 Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Für die Konfirmation
 empfehle alle Arten
Kleiderstoffe, schwarz und farbig
 nebst passenden Besätzen zu reellen, billigen Preisen.
 Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Kleider-Stoffe
Blusen - Stoffe
Ausfeuer-Artikel
Reise
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschält. Geringe Unkolten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Geschw. Holberg Nachf.
 empfehlen
 Trauerhüte, Trauerschleier,
 moderne Gürtelbänder,
 Schleier und Uebergangshüte

Familien-Drucksachen
 Geburtsanzeigen
 Verlobungskarten
 Hochzeitseinladungen
 Vermählungskarten
 liefert rasch, sauber und preiswert
 Brühl'sche Universitäts-Buch- und
 Steindruckerei. R. Lange, Gießen

Musikalien
Musikinstrumente
Ernst Challier, Gießen
 Rudolph's Nachf.
 Neuenweg 9 Telephon 671

Reste in Kleider-
 stoffen sowie
 Weißwaren
 Wollwaren
 Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

FRITZ NOWACK
 Gelegenheits-Angebote
 in
echten Perser Vorlagen (Verbindungsstücke)
 nur ausgesuchte herrliche Muster in hervorragenden Qualitäten
M. 18.— bis M. 100.—
 weit unter Preis.
 :: Besichtigung ohne Kaufzwang gern gestattet. ::

Kränze und Bufetts
 : in allen Preislagen :
 bei schnellster Lieferung
 reichliche Auswahl
Gärtnerei Wittmann
 Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
 Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwilligst

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
 Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

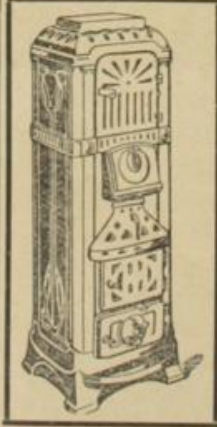
C. Leisler Ww.
 Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen
 :: sowie Einzel-Möbel ::
 Eigene Polster-Werkstätte

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preislage Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Vinter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Gesang-
 bücher**
 in reicher
 Auswahl
 bei
Ernst Balser
 Mäusburg 11.

PIANOS HARMONIUMS
 Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung.
 Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
 kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
 lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.
Wilh. Rudolph, Hofst., Giessen, Seltersweg 103



Amerikanische, irische
Regulier- u. Koch-Oefen
 alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile
 Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
 transportable Kesselöfen, Kohlen-
 kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
 geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
 sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
 empfiehlt
Edgar Borrmann, Gießen
 Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 9.

Bießen, Sonntag Reminiszerer, 8. März 1914.

3. Jahrgang.

Zwei Lebenswege.

2. Brief des Apostels Paulus an die Korinther 6, 1–10. Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Denn er spricht: Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen. Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils. Und wir geben niemand irgend ein Aergernis, auf daß unser Amt nicht verlästert werde, sondern in allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufzuehren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geiste, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden, und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts innehaben und doch alles haben.

Wieder sind wir in die Passionszeit eingetreten, jene besinnlichen Wochen, die uns das Verständnis für das große Karfreitag-Geheimnis erleichtern sollen. Wirkliche Sehnsucht danach wird freilich nur der schon von Christus erfaßte Mensch empfinden können. Gerade an solche Menschen wendet sich aber auch Paulus im vorliegenden Text, wenn er seine Leser warnt, „nicht vergeblich die Gnade Gottes empfangen zu haben“ oder wenn er sie an die Erfüllung des alten Jesaiaswortes (49, 8) von der „angenehmen Zeit, dem Tage des Heils“ erinnert, die natürlich nur die für Nichtchristen unverständliche Spanne zwischen der Auferstehung Jesu und der Endwiederkunft des Herrn bedeuten kann. So gilt denn das Paulus-Wort auch in vollem Umfang noch uns heutigen Christen, die wir uns alle als seine „Mitarbeiter“ betrachten sollten. Und da stellt er uns in der Passionszeit vor die Frage, welchen der zwei Lebenswege wir einschlagen wollen, den des bloß irdischen Erfolges oder den des Ewigkeitsberufs. Wie letzterer durchschnittlich verläuft, das zeigt uns der Apostel in geradezu erschütternden Aufzählungen an seinem eigenen Beispiel; und man kann gestrost sagen, die Stationen dieses Lebensweges sind das ausgesprochene Gegenteil von denen, die man bei der Stufenleiter irdischen Erfolges sich wünscht und ersehnt: Trübsal, Nöte und Aengste Leibes und der Seele in mannigfachster Abwechslung und Steigerung, mit dem Schluß, daß wir dastehen, „als die nichts haben“. Noch wunderbarer ist, was der Apostel trotz

dieses äußeren Lebensbankerotts bei uns voraussetzt: große Geduld, Langmut und Freundlichkeit, ungefärbte Liebe. Verkannt, verleumdet, geschmäht, ausgestrichen aus allen Listen irdischer Ehren, schier zu Tode geheßt, und doch allezeit fröhlich, dastehend im Schmuck des Lebens und der Kraft Gottes, „als die doch alles inne haben.“ — Paulus wählte die Beispiele, die er bringt, aus den Erfahrungen seiner Zeit. Mancher Schrecken jener Tage mag sich in unserem zwanzigsten Jahrhundert gemildert haben, wiewohl auch hunderten von Vorkämpfern in der Heidenwelt noch heute wörtlich jene äußeren Gefahren drohen. Aber das Eine bleibt gewiß: Jede Zeit hat ihre schweren Sährnisse und Versuchungen, äußere und innere Kämpfe, in denen sich der Christ von heute genau so zu bewähren hat, wie Paulus und seine Mithelfer in jenen fernen Tagen der ersten Christenheit. Und dabei wird es bleiben, so lange Menschen über die Erde wandern. Denn unser ganzes Leben ist, in seiner Fülle erfaßt, weiter nichts als die große Entscheidung, die wir für uns zu wählen haben: Bloß irdischen Erfolg oder Ewigkeitsberuf, Materialismus oder Christus, vegetieren oder leben. In dem großen Entweder-Oder, Staubgeborene oder Kinder Gottes sein zu wollen, begreift sich der Sinn des Lebens, spielt sich das gewaltige Menschheitsdrama ab. Und wohl denen, die sich auf dem Lebenswege emporgerungen haben zu der Höhe derer im Sinne des Paulus, „als die nichts haben und doch alles haben!“

Christi Kreuz — unser Kreuz.

Ev. Luk. 18, 31. 33. 34.

Willst du das tiefe Wort verstehen,
Dann darfst du nicht im Glücke sein,
Dein Aug' nicht lauter Rosen sehen
Und nur des Lebens Sonnenschein;
Dann mußt du auch die Dornen kennen,
Das, was wir Trübsal, Leiden nennen,
Und still in deiner Passion
Zum Kreuz auffchau'n zu Gottes Sohn. —

Dem Heiland, der so viel gelitten
Geduldig, ohne Klageschrei,
Und standhaft für dich hat gelitten,
Daß leichter deine Last dir sei,

Und du erkennst: Die schönsten Triebe
hat unsres Heilands Menschenliebe,
Die größte Kraft, den größten Reiz
Die Passion, des Heilands Kreuz.

Und ohne Kreuz kein Menschenleben,
Denn keiner kommt daran vorbei,
Da hilft kein Troß, kein Widerstreben
Und auch kein Stolz, wie groß er sei,
Und wolltest du das Aug' zudrücken,
Daß es das Kreuz nicht möcht' erblicken,
Du mußt doch dran, früh oder spat,
Wie Christus es verheißen hat.

Und in dem Kreuz, da lernst du beten,
Denn ohne Beten geht es nicht,
Mit deinem Heiland mußt du reden,
Er gibt in deiner Nacht dir Licht
Und Hoffnung, die in Leidensbanden
Dich nimmer werden läßt zu Schanden,
Ein Sonnenstrahl vom Kreuze spricht:
Du Menschenherz, verzage nicht!

A. H.

Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Die Osterfreude kommt in dem Osterkanon des Johannes Damascenus zum Ausdruck:

„Tag der Auferstehung, laßt uns mit Freuden uns rühmen, ihr Völker, Passah des Herrn, Passah, denn aus dem Tode zum Leben, von der Erde zum Himmel hat Christus, unser Gott, uns erhoben, die wir das Siegeslied singen.

Kommt her, laßt uns trinken neuen Trank, nicht aus unfruchtbarem Feld durch Wunder entlockt, sondern den Quell der Unsterblichkeit, den Christus aus dem Grabe den Dürstenden gegeben.

Jetzt ist alles von Licht erfüllt, Himmel und Erde und Unterwelt. Die ganze Schöpfung feiert die Auferstehung Christi, darauf wir bauen.

Gestern wurde ich mit dir begraben, Christe, heute werde ich mit dir, dem Auferstandenen, auferweckt.

Gestern wurde ich mit dir gekreuzigt, du selbst, o Heiland, verherrliche mich mit dir in deinem Reich.“

Ein beredter Dolmetscher der Osterfreude ist auch die Osterrede, die dem Chrysostomos zugeschrieben wird und die am Ostertage zur Verlesung kommt:

„Wer fromm ist und gottliebend, genieße dieser schönen und herrlichen Festfeier. Der dankbare Knecht gehe mit Freuden aus zur Freude seines Herrn. Wer fastend sich abgearbeitet, empfangen nun den Groschen. Wer von der ersten Stunde an arbeitete, empfangen heute den gerechten Lohn. Wer nach der dritten kam, feiere mit Freuden. Wer nach der sechsten kam, zweifle nicht, denn an nichts wird es ihm fehlen. Wer zur neunten Stunde sich verspätete, komme und zage nicht. Wer erst zur elften kam, fürchte nicht wegen der Verspätung, denn der Herr, der ihn liebt, nimmt den letzten wie den ersten auf. . . . Gehet alle ein zu unseres Herrn Freude. Reiche und Arme freuet euch miteinander. Enthaltsame und Leichtlebige, ehret den Tag. Die ihr gefastet habt und die nicht, jubelt heute, das Mahl ist bereitet, genießt alle. Das Mahl ist reich, keiner darf hungern. Alle genießt das

Glaubensmahl. Alle genießen den Reichtum der Güte. Keiner betrauert seine Armut, erschienen ist das allgemeine Reich. Keiner jammert trostlos über seine Sünden, Vergebung ging auf aus dem Grabe. Keiner fürchte den Tod, befreit hat uns der Tod des Heilandes. Von ihm umfungen hat er ihn ausgelöst. Der in den Hades hinabstieg, hat den Hades gefangen geführt. Der Hades erfaßte den Leib und umfing Gott. Er umfing die Erde und begegnete dem Himmel. Tod wo ist dein Stachel? Unterwelt wo ist dein Sieg? Christ ist erstanden und du bist zu Boden geworfen. Christ ist erstanden, gefallen sind die Dämonen. Christ ist erstanden, ewiges Leben wird gelebt. Christ ist erstanden, und kein Toter bleibt mehr im Grabe. Denn Christ ist erstanden von den Toten, ein Erstling derer, die schlafen. Ihm sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“

Mit welchen Empfindungen hat einst das griechische Volk unter dem türkischen Joch diese Klänge gehört! Wohl hat der Mann recht, der sie, in die Lage seines Volkes in seinem nationalen Elend sich hineinversetzend, so geschildert hat: Das Schwert hing über dem geknechteten Volk. Seine Geschichte wurde in den Katakomben gelesen. Seine Sprache, die das „Christ erstanden“ verkündet hatte, wurde von der Gewalt unterdrückt. Sein zweiköpfiger Adler wurde unter die Füße des Unterdrückers mit dem Halbmond getan, und seine größte Kirche (die h. Sophia) verkündete den Sturz des großen Geschlechtes. Man hörte eine Stimme: „O Herr rette doch, hilf doch! O Mutter, orthodoxe Kirche, rettende Mutter, du hast tausendfältig deine Schuld bezahlt. Du liebst die Sprache und gabst wieder das Dasein — du liebst den Geist und gabst zurück das Leben. Orthodoxe Kirche, wärmestrahrender, himmlischer Herd des unglücklichen Volkes, du fürstliches Lebenszentrum, du Stellvertreterin der Gottheit. O Osterfest jener Zeiten! Osterfest unserer Väter, Quelle unaussprechlichen Entzückens, geheimnisvoller Gewalt, Süßigkeit, Trost und Hoffnung des unseligen Sklaven, o Beschwingung der ersehnten Auferstehung unseres Volkes, heiliges Osterfest, Christ ist erstanden! Deine Stimme wurde gehört, der ersehnte Tag ging auf, die Sehnsucht wurde erfüllt. Christ ist erstanden! Die Fahne erhebt den Triumph des Sieges, und die Fackel leuchtet in den Händen des Branders. Der Kampf des Aufstandes entbrennt und die Freiheit singt: Christus erstanden!“

Ich bemerke, daß der griechische Aufstand, die nationale Auferstehung des griechischen Volkes, am 25. März begann, also kurz vor Ostern.

Am dritten Feiertag, dem Osterdienstag, zieht man gern nach Eleusis und Megara, um den Tänzen zuzuschauen. Festreigen gehören zum Feste. So war es im Altertum und aus den Chören am Dionysusfeste ist das Drama erwachsen. So ist es noch heute. Ein Tanzlokal für öffentliche Tanzbelustigungen des Volkes gibt es in ganz Griechenland nicht. Aber seine Tänze hat das Volk, und führt sie aus an den großen Festen der Kirche. Im Altertum waren es Reigentänze an den Festen der Götter, im christlichen Griechenland sind es Reigentänze an den Festen der Kirche. Das mag wohl mit dazu beigetragen haben, den öffentlichen Tänzen ein ernstes Gepräge zu geben. Rauschende Tänze kennt das Volk nicht. Durch wilden Tanz in Unordnung gebrachte Haare und Kleidung sieht man bei solchen Gelegenheiten nicht. Die Tänze werden in der Festtracht ausgeführt, in der Tracht, die nur an den kirchlichen Festen angelegt wird. In Eleusis, welches von Leuten albanesischer Abstammung bewohnt wird, ist es die

albanesische Tracht. Die Frauen tragen einen schlichten Kleiderrock, weiß mit zwei Reihen hineingestickter Borten in bunten Farben, darüber ein jackenartiger Chiton, der bis zur Hälfte des Kleiderrocks hinabreicht, vorn und am unteren Rand mit einer breiten farbigen Borte und überaus reich gestickten Ärmeln; darunter ist eine weiße Bluse. Der Kopf ist bedeckt mit einer Kappe aus Gold- oder Silbermünzen, je nach Vermögen; über die Brust hängen ebensolche Münzen- und Perlschnüre herab vom Hals bis zur Taille. Die Albanerin wie die Griechin tragen ihren Barschak als Schmuck an sich, was ja entschieden die Brautschau erleichtert. Ueber die Kappe legt sich der Schleier, der von der Stirn an über den Hinterkopf geht und um den Hals leicht geworfen ist. Eine reich gestickte Schürze vollendet die Tracht. An den Füßen tragen die Frauen mit Gold gestickte Samtpantoffeln mit weißer Lederfütterung. Zur Tracht der Athenerin aus dem Volke gehört ein weiter, bauschiger Seidenrock in hellen Farben, ein goldgesticktes Sammetjäckchen mit den offenen griechischen Ärmeln. Das Haupt ist geschmückt mit einem roten Fez, von dem eine goldene Quaste an farbiger Schnur herabhängt, die um so länger ist, je reicher die Besitzerin ist. Megara hat eine alteingesessene griechische Bevölkerung. Dort tragen die Frauen einen Rock ähnlich wie die Eleusinerinnen, doch mit mehr Falten, eine seidene Jacke, Münzenkappe, Schleier und Pantoffeln. Die Schürze ist weiß mit breiter roter Borte. Es fiel allgemein auf, daß die Frauen sie vorne trugen, die Mädchen zur Seite, gleichsam als sollten auch für das Auge, die Verheirateten, die heiratsfähigen Mädchen und die Kinder unterschieden werden. Das Haar hing bei den Mädchen in langen Zöpfen herab. Wie lange sich die Einsalt der Tänze und der Tanzenden erhalten wird, ist etwas zweifelhaft bei der Nähe Athens und nachdem die Eisenbahn nach dem Peloponnes da vorüber führt und am dritten Ostertag eine Menge Städter und Fremde in Extrazügen dorthin trägt. Ich habe diese Tänze noch erlebt und genossen, als es keine Eisenbahn gab. Die Eisenbahn führt in einer Stunde nach Eleusis, in zwei Stunden nach Megara. Früher brach man um 5 Uhr morgens mit dem Wagen auf und erreichte Megara um 10 Uhr. Durch die Fahrt kam man schon in Feiertagsstimmung. Der Weg führt durch den Oelwald auf der alten heiligen Straße, auf der einst die Athener zu den Eleusinischen Mysterien wallfahrteten, durch den Paß des Aegeleosgebirgs hinunter nach der Bucht von Eleusis mit ihrem stillen, im Morgenlicht geheimnisvoll leuchtenden Wasser, das durch kleine Inseln gegen die Straße von Salamis, wo einst die Perserflotte zu schanden wurde, abgeschlossen ist und im Westen von der Insel Salamis, im Osten von der alten thracitischen Ebene, wo Demeter die Menschen den Getreidebau lehrte, im Norden von dem stolzen, in zwei Hörnern, den Stérata, auslaufenden Kandilgebirge, umsäumt wird. Die Straße läuft am Ufer der Bucht entlang, von rechts grüßt der Parnak, vorüber an dem Brunnen, von dem die Eleusinerinnen ihr Wasser in Henkelkrügen auf dem Kopf oder der Achsel nach Hause tragen, an Eleusis vorüber, und nun immer an dem Meer entlang, rechts die Berge, nach Megara. Megara selbst mit seinen niedrigen Häusern mit den Terrassen statt der Dächer gruppiert sich um von Kirchen gekrönte Hügel, malerisch anzuschauen aus der Ferne, drinnen mit ungepflasterten, oft recht schmutzigen Gassen. Der Tanzplatz ist außerhalb des Ortes auf einem sich zum Meer hinab abdachenden Hügel. Man muß im Glanz der Oster Sonne die herrliche Landschaft sehen; das Herz geht einem dabei auf. Im Norden hebt sich die hohe Wand des Kithérongebirges, hinter welchem das rinderreiche Böotien

sich birgt. Im Osten schließt das hart an das Meer herantretende Kandilgebirge das Bild ab. Im Westen ragen die Geranien, die Kranichberge, auf, die den Isthmus von Korinth gegen Nordgriechenland abschließen, ein stolzes Gebirge von etwa 5000 Fuß Höhe. In nächster Umgebung eine Art von Tälern durchfurchtes Plateau. Dort im Westen, am Meer entlang, zog ein Theseus und hatte seine Abenteuer auf der engen Straße, von der ein Unhold den Menschen direkt ins Meer hinabstoßen konnte. Wir stehen auf dem Hügel und blicken nach Süden. Da blaut es unabsehbar, das herrliche Meer des weiten Saronischen Busens. Links liegen die attischen Berge, rechts die peloponesischen der Landschaft Argolis, im Meere schwimmen, einer Brezel ähnlich, Salamis, heute Kubai, der Kringel genannt, Aegina gipfelnd in dem einst dem Zeus geweihten Berge. Man sieht die Meerstraße zwischen Aegina und der wie eine trohige Felsburg am Meer anzuschauende, vulkanische Halbinsel Methana, und darüber hinaus den ins Meer hineinragenden Landzipfel der gebirgigen Argolis und das Meer bis an den fernen Horizont. In nächster Nähe Nisäa, die alte Hafenstadt Megaras in den Zeiten, da es noch mit Athen über den Besitz von Salamis in Fehde lag. Das ist geschichtlicher Boden und eine großartige Natur. Die Menschen vergißt man zuerst über diesen Anblick. Man muß sich aber trennen von dem Anblick, um die Tanzenden zu schauen. Die Männer tanzen für sich, so auch die Frauen. Die Männer in kleinen Ketten von etwa zehn. Der Vortänzer, der immer, wenn er müde ist, einem anderen die Stelle einräumt, ist mit dem nächsten Manne der Kette durch ein Taschentuch wie durch ein leichtbewegliches Glied verbunden. Der Reigen singt, der Tänzer macht die anmutigsten und künstlichsten Bewegungen, aber mit geringer Vorwärtsbewegung. Die Beschuhung mit den Schnabelschuhen ohne Hacken ermöglicht leichte und schnelle Bewegung; der schlanke Körper wiegt sich grazios auf den Hüften. Die Frauen sind in langen Reihen verbunden, die Hände kreuzweis verschlungen. Je zwei Reihen, man möchte sagen Chöre, tanzen gegeneinander. Der eine Chor schreitet auf den andern, langsam vor ihm zurückweichenden, Chor zu unter Absingung einer Strophe, die für unser Ohr recht eintönig klingt, und weicht dann zurück, während der andere Chor sich mit einer Antwortstrophe auf ihn zubewegt. Die Pantöffelchen der etwa fünfzig Mädchen schlagen im Rhythmus klatschend auf die Erde. Man sieht es, die Tänzerinnen gehen ganz im Tanze auf, aber kein Lachen hört man, ein merkwürdiger Ernst liegt auf all den jugendlichen, von den Schleiern umrahmten Gesichtern. Alle Bewegungen sind maßvoll. Beim Anschauen dieser Bilder unter dem blauen Himmel ist mir immer der Gedanke gekommen, ob nicht diese Reigentänze in ihrer würdevollen Einsalt zusammenhängen mit den rhythmischen Bewegungen der Chöre in der antiken Tragödie, von denen wir so gern wissen möchten, wie sie beschaffen gewesen sind. Und beneiden muß man dieses Naturvolk um seine Festtänze, denen alle Roheit und Ausschreitung fern liegt, und die in den Rahmen eines kirchlichen Feiertage hineinpassen. (Fortsetzung folgt.)

† Von kirchlichen Ordnungen der Stadt Gießen im 18. Jahrhundert.

Davon berichten uns eine Reihe von Verordnungen des Landgrafen, des fürstlichen Konsistoriums zu Gießen und des fürstlichen Oberamts daselbst.

Ueber Begräbnisse und Hochzeiten handelt die früheste, eine landgräfliche Verordnung von 1733. Sie weist darauf hin, daß nach einer Verordnung von 1723 — mit Ausnahme

von Nottfällen — die Sonntagsbeerdigungen verboten worden seien. Nun hätten sich auch bezüglich der Sonntagshochzeiten allerhand Mißstände ergeben. Viele, die mit der Zubereitung der Mahlzeiten zu tun hätten, würden dadurch vom Besuch des öffentlichen Gottesdienstes abgehalten. Andere aber würden durch die strepitus musicos (= Hochzeitsmusik) geärgert. Darum verbietet die erwähnte Verordnung alle Hochzeiten an Sonn- und Feiertagen; sie befiehlt dem Gießener Konsistorium, dies auf allen Kanzeln bekannt machen zu lassen. Wir können aus dem Erwähnten sehen, in wie hoher Schätzung damals der öffentliche Gottesdienst stand und wie streng damals auf Sonntagsruhe im wahrsten Sinne des Wortes gehalten wurde. Heutzutage ließen sich diese Bestimmungen nicht mehr durchführen. Das ging nur in einer Zeit, wo die Eheschließung ganz von den kirchlichen Instanzen abhing und wo hinter diesen die volle Gewalt des Staates stand.

Einige weitere Verordnungen befaßten sich mit der Ordnung der Abendmahlsfeier. So z. B. eine aus dem Jahre 1767. Schon damals bestand die schöne Sitte, daß die Kommunikanten sich vorher bei ihrem Pfarrer — damals sagte man „Beichtvater“ — anmelden mußten. Nun geschah es nach der erwähnten Verordnung öfters, daß Leute, „so einen ruchlosen und offenbaren ärgerlichen Wandel führen, auch wohl gar wegen wissenschaftlicher Sündenfälle in die Kirchenbuße verfallen waren, ehe und bevor sie solche abgelegt“, sich ohne Anmeldung unter die Kommunikanten mischten. Dem gegenüber wurde eingeschärft, daß nur diejenigen, die sich ordnungsgemäß 8 Tage vorher angemeldet hätten, zuzulassen seien. Wir sehen daraus, wie in dieser Zeit die alte Sitte der Vorheranmeldung, auf die vor Zeiten strenge gehalten worden war, im Erweichen begriffen ist. Auf der anderen Seite können wir aber sehen, wie allgemein die Abendmahlsitte damals auch noch in städtischen Verhältnissen war, wenn selbst solche, die einen notorisch ärgerlichen Wandel führten, noch zum Abendmahl gehen wollten. Heute bleiben solche von selber weg. Die in der Verordnung von 1767 gerügten Mißstände müssen von da an dauernde geblieben sein. Im Jahre 1800 nämlich wird die alte Verordnung aufs neue eingeschärft. In dieser Zeit scheint es — wir sehen, wie die Erweichung der Sitte der Vorheranmeldung fortschreitet — vorgekommen zu sein, daß überhaupt sich niemand vorher zum Abendmahl meldete. In diesem Falle sollte auch nicht zur Beichte geläutet werden. Auf diese Weise wollte man den früheren Usus wieder durchsetzen. Ob es gefruchtet hat, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls wird die Sitte der Vorheranmeldung in der Gegenwart im allgemeinen wenigstens befolgt.

Was das gottesdienstliche Leben anlangt, so gab es damals, wie seit der Reformation ganz allgemein in Deutschland, neben den Sonntagsgottesdiensten noch sogenannte Wochenpredigten. Wegen Mangel an Beteiligung schloß diese Einrichtung Ende des 18. Jahrhunderts, jedenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts, allmählich ein, so wohl auch hier. Selbst aus dem sonst sehr kirchlichen Württemberg wird berichtet, daß zuletzt nur Kinder dazu erschienen. Man wird ihr allmähliches Aufhören wohl vor allem darauf zurückführen dürfen, daß infolge der gesteigerten Ansprüche des Arbeitslebens die Leute die nötige Zeit nicht mehr hatten wie in den gemüthlichen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts. Heute sind an Stelle der sogenannten Wochengottesdienste die Bibelstunden getreten, die zu der günstigen Abendzeit — die Wochenpredigten waren in der Regel in der Frühe — gehalten

mit demselben Zweck (der Schriftvertiefung) jedenfalls mehr erreichen als die alte Einrichtung.

Im Zusammenhang mit den Wochengottesdiensten stand noch im 18. Jahrhundert die Feier des monatlichen — ebenfalls an einem Wochentag stattfindenden — Bettags. Heute feiern wir in Hessen, wie bekannt, nur noch einen Buß- und Betttag, nur noch in Württemberg ist die alte Sitte geblieben, die ursprünglich in mehreren Landeskirchen herrschte. Aufgekommen war sie in der Zeit der Türkengefahr, zu ihrer Verbreitung dienten dann die Nöte des schmalkaldischen Krieges. Auch diese Sitte ging Ende des 18. Jahrhunderts in Gießen stark zurück. Eine Verordnung des fürstlichen Oberamts daselbst von 1799 berichtet davon: Schon ehe die Kirche begann, begann der Ladenbetrieb, auch ruhte er nicht während des Gottesdienstes, die Fuhrleute verübten Störung durch Herumfahren in den Straßen. Die Verordnung will die Mißstände abstellen, indem sie den Junft- und Fuhrmeistern befiehlt, ihre Untergebenen darauf aufmerksam zu machen, daß der Betttag bis zu geendigtem Gottesdienst nach Maßgabe des Sonntags zu feiern sei, daß also während der Kirche das Handeltreiben, das in der Stadt Herumfahren sowie jede sonstige Hantierung verboten sei. Vielmehr solle jeder „tunlichst“ den Gottesdienst besuchen. Wer zuwiderhandle, der habe die in der fürstlichen Kirchenordnung festgesetzten Strafen zu gewärtigen. Zwar ist diese Verordnung von (sämtlichen) 23 Junftmeistern unterschrieben worden, ob sie aber den alten Brauch neu beleben konnte, erscheint fraglich. Auch er wird wohl im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich aufgehört haben.

H. H.

Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Dr. Kappesser.

16. Dorftragödien.*)

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Läßt zu deinem heiligen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum.

Friedrich Rückert

1. Der Schusterhannes und Schusters Wennel.

Wie 1830 mein Vater als Pfarrer in Jugenheim aufzog, das damals in seinem noch größtenteils erhaltenen und grünen Kranz seiner mit Effen (Rüstern) dicht bewachsenen Dorfwallung zu Füßen der übergroßen Kirche lagernd, besonders von der Höhe gesehen, ein schöner Anblick gewesen sein mag, soll sich dort nur eine einzige Dorfarme befunden haben, das war eine Frau, die ihr Lustikus von Mann, nachdem er lange beim Militär gewesen und dann als Reisediener weit herumgekommen war, weil er sich in die Enge der Heimat nicht wieder finden konnte, mit der Tochter im Stich gelassen hatte und in die weite Welt auf Nimmerwiederkehr gegangen war. Sie wurde dann von den Dorfbewohnern unterstützt und vor Not bewahrt.

Mit dem Fortschreiten des dritten Jahrzehnts aber begann der Niedergang der Landwirtschaft durch stockenden Verkehr und erschwerten Abfaß der Bodenprodukte, was dann zu unzufriedenen Vergleichen mit der vergangenen Franzosenzeit und ihrer großzügigen Verwaltung Anlaß gab. Der Landbau allein gab auch nicht mehr genügend Beschäftigung für die anwachsende Bevölkerung, wie auch die umwallte Dorfgrenze nicht mehr genügend Raum für dieselbe gewährte. In Miete zu ziehen widerstreitet aber dem innersten

*) vgl. Sonntagsgruß, Jahrgang 1913, Nr. 18.

Gefühl des pfälzer Bauernstandes, dem das „kein Hüsung“ als letzte Grenze und als Sprung ins Dunkle gilt. Hat doch einst jener Bürgermeister, als er in seiner Rede seine rheinheßische Heimat pries, behauptet, daß dort auch die „Belleut“ (Bettelleute) Kapitalrentensteuer zahlen — als „Belleut“ rechnete man dort alle, die nicht auf eigener Scholle sitzen, auch die Beamten, die unter staatlichem Dach ihre Lebensucht aus dem allgemeinen Staatsäckel beziehen. Hat mir doch einmal einer von ihnen behauptet, sie seien ein Vierteljahr zu früh auf die Welt gekommen, weil sie immer schon Verwendung für das wüßten, was sie nach einem Vierteljahr einzunehmen hätten.

Es bildete sich so allmählich ein Bodensatz solcher im Dorf, von denen Riehl behauptet, daß ihnen der Stolz des Erwerbs und die Freude des Besizes fehle. Es fingen dann auch erst einzelne, dann mehrere an, sich vor der Oberpforte in der Nähe des einst herrschaftlichen Amtshauses auf dort freiem Gelände planlos kleine Hütten zu bauen, wozu sie sich das Material, luftgetrocknete Lehmsteine, an Ort und Stelle selbst fertigten. Höchstens blieb noch daneben Platz für ein Heißenstälchen und ein Ländchen für Gurken- oder Bohnenpflanzung.

Auch der in Nr. 5 des „Sonntagsgrußes“ genannte Oberpörter Schuster, nachdem er durch bureaukratischen Mißverständnis um sein Heim war gebracht worden, hatte sich sein Häuschen so nebenan gebaut. Im übrigen aber setzte er seine ganze Hoffnung auf die damals namentlich in den rheinheßischen Weinorten sich immer weiter einfressende Frankfurter Lotterie. Was er an Geld in die Hände bekam, verspielte er in ihr, und ein Pflanzäckchen nach dem andern wurde versilbert, und den Erlös fraß dieser Moloch. Unter anderen hatte er einen Sohn, der vom Vater das Schusterhandwerk erlernt hatte und davon der Schusterhannes genannt wurde. Ein braver Mann, dessen Hünengestalt wenig zu seinem Handwerk paßte, wie er denn auch, da ihn der Bedarf seiner Mitbürger, besonders im Sommer, wo viele barfuß gingen, nicht genügend beschäftigte, gerne zur Feldarbeit bereit war, und so war er zu Zeiten, wenn diese sich häuften, gar manchmal Gast an unserem Tische.

Er versah unsere Schuhe mit frischen Sohlen und Fleck und benagelte sie im Winter mit breitköpfigen Nägeln für die Schleife. Gar manchmal sah ich ungeduldig harrend neben seinem Stuhl, während ich das Lichtspiel an seiner Glaskugel über dem Werkstisch bewunderte und dabei mancherlei Gespräche hörte, welche ich erst später begriffen habe. Seine Frau, einst ein schönes Mädchen in Diensten in einem Nachbarort, war mit einem dortigen wohlhabenden Bauernsohn zu Fall gekommen. Dieser hatte sie auch heiraten und wieder zu Ehren bringen wollen, war aber von seinen Angehörigen davon abgebracht worden. Er hatte sich auch als Vater ihres Sohnes bekannt und sie mit einer für die Verhältnisse beträchtlichen Geldsumme abgefunden. Daraufhin hatte sie dann der Schusterhannes in Rücksicht seiner eigenen trostlosen Verhältnisse geheiratet, und er lebte auch in friedlicher Ehe mit ihr. Eine Trübung gab es nur manchmal wegen des eingebrachten Sohnes. Derselbe, Schusters Wennel (Wendel) genannt, nur etwa ein Jahr älter als ich, ein schlank und ebenmäßig aufgewachsener Junge mit intelligentem Ausdruck in den hellblauen Augen, schien wohl zu fühlen, daß der Makel seiner Geburt ihn durch eine weite Kluft von den anderen Dorfbewohnern trennte, weshalb er sich wie ein wild eingefangener Vogel benahm, und sich dem Zwang der Ordnung nicht fügte.

Die wachsende Not der Zeit hatte damals den Ortsvorstand und den Schulvorstand zu einer eigentümlichen Einrichtung gebracht, durch welche sie das Gute mit dem Nützlichen verbinden wollten. Die schulpflichtigen Kinder der bedürftigen Familien durften an zwei Nachmittagen in der Woche Gaben heischend an den Türen der Wohlhabenderen erscheinen, wo sie ein Stück Brot oder andere Viktualien erhielten. Da hatte nun der alte Lehrer S. für jeden der Betroffenen ein Papier auf ein Stück Pappe geklebt und mit Linien bezogen. Beim Verles am betreffenden Tag bescheinigte er ihnen die Anwesenheit in der Schule, und wer keine solche aufweisen konnte, erhielt nichts, wohl aber vielleicht einen Ersatz dafür zu Hause. Am hervorragendsten unter den Schulschwänzern war aber stets der Wennel, wobei ich mich damals in der Schule wunderte, daß derselbe mit einem anderen Namen aufgerufen wurde, als dem seines vermeintlichen Vaters. Diesen letzteren hörte ich einmal sich bitter bei meinem Vater beklagen wegen des Kreuzes, das er mit dem Buben habe. Denn wenn er ihn so gehen lasse, reise er sicher dem Galgen zu, und wenn er, der Vater, ihn strafe, erwüchsen ihm Vorwürfe, daß er sein Recht überschreite. Wie ich den Jungen so im Gedächtnis habe, würde er in der Zeit des dreißigjährigen Krieges vielleicht ein Jan van Weert oder ein wilder Bandenführer geworden sein. Ich habe ihn schließlich aus dem Gesicht verloren, aber wenn ich recht berichtet bin, ist er später mit Auswanderern nach Amerika gezogen, was für ihn, wie für die Zurückbleibenden wohl das beste war.

Der Oberpörter Schuster aber setzte bis zuletzt seine Hoffnung auf die Frankfurter Lotterie, was aber am merkwürdigsten war: Während sonst gerade in bäuerischen Verhältnissen die heranwachsende Generation nur zu oft mit einer gewissen Härte die abgehende für den Rückgang des Gutes verantwortlich zu machen pflegt, war das hier nicht der Fall. Wenn der Alte im Sorgenstuhl sitzend wie ein Prophet den Seinen dartat, wie nach seinen Träumen und den Auskünften, welche er in der Bibel und in dem Gesangbuch gefunden habe, ganz gewiß noch das große Los der Lotterie ihm zufallen müsse, und er in begeisterten Worten die Herrlichkeit schilderte, die alsdann kommen werde, so stimmten sie hypnotisiert ihm zu und darboten mit ihm weiter. Und so machte die Frankfurter Harpnie mit Hoffen und Harren die Menschen zu Narren. — (Schluß folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Dann nahm Gottfried seine Klarinette hervor und fing an zu blasen. Eifertig tasteten seine Finger über die Klappen des Instrumentes. Tänze, Märsche, Lieder wie „Zu Sedan auf der Höhe stand ich im blut'gen Feld“ oder „Schier dreißig Jahre bist du alt“, alles spielte Gottfried, und er spielte gut. Wenn auch die pfälzischen Musikanten sich an Richard Wagner nicht heranwagen, sie sind doch taktfest und die geborenen Straßenmusikanten.

Mir gefiel die Musik, die Gottfried machte, ausnehmend gut. Wie elektrisiert war ich von diesen Tönen, und ich bat meinen Freund, er möchte mich auch einmal die Klarinette blasen lassen. Aber o weh! es kam ein übles Pfeifen heraus, und Gottfried sagte lachend: „Peter, hättest du im Sommer, wo so viele Mäuse in der Gemarkung waren, draußen auf dem

Selbe die Klarinette geblasen, die Mäuse wären allesamt hinüber in das Hessische, nach Fürfeld und Neu-Bamberg gelaufen.“

Auf meine Bitte zeigte er mir, wie man beim Blasen Atem holen muß und wie man die Klappen der Klarinette auf und nieder drückt. Vorher hatte ich nie in mir musikalische Anlagen entdeckt, jetzt aber gewann ich großes Gefallen an der Musik. So oft die Schule zu Ende war, ging ich zu Gottfried Keiper, ließ mir von den Abenteuern seiner Musikantenfahrten erzählen und Anleitung im Blasen geben.

Eines Tages, als wir wieder zusammen waren, sagte Gottfried: „Das wäre schön, Peter, wenn du nun eine Trompete hättest. Trompete und Klarinette, das klingt gut zusammen. Ich habe früher einmal einen ganzen Sommer lang Trompete geblasen und könnte Unterricht darin geben. Wir würden eine Musik machen, daß ganz Ruppertsecken zuhören würde.“

Von diesem Tage an begann ich meine Eltern zu plagen, daß sie mir eine Trompete kaufen sollten. Aber bei meinem Vater fand ich kein Gehör. Er sagte: „Bub, was denkst du eigentlich? Meinst du, ich hätte Geld für Trompeten und Drehorgeln? Wenn ich dir eine Trompete kaufe, so willst du nichts mehr im Feld schaffen und willst am Ende noch Musikant werden. Ich habe aber keine Lust, einen Schnorranten groß-zuziehen. Wenn du aus der Schule bist, sollst du ein ordentliches Geschäft lernen, mit dem du dich später einmal ernähren kannst.“

Da setzte ich mich hinter meine Mutter und suchte von ihr die Erfüllung meines Wunsches zu erreichen. Aber auch sie setzte meinem Wunsche hartnäckigen Widerstand entgegen. Ich weiß noch, daß sie einst im Beisein meines Petters Renthaler die Not klagte, die sie mit mir habe. Recht geärgert habe ich mich damals, als mein Petter lachend sagte: „Peter, wenn du Trompete blasen willst, so nimm die Brause von eurer alten Gießkanne und blase hinein, das gibt eine schöne Musik. Oder laß dir von dem alten Sauhirt in Rodenhausen sein Horn geben, der braucht das im Winter doch nicht.“

Von dieser Stunde an schwur ich meinem Petter ewige Feindschaft und beschloß, kein Wort mehr mit ihm zu reden, weil er mich so schwer geärgert hatte.

Weihnachten kam immer näher heran. In Ruppertsecken wurden in dieser Zeit die Schweine geschlachtet. Jeder Hausvater, auch der ärmste Tagelöhner, hatte dafür gesorgt, daß er ein fettes Borstentier im Stalle hatte. Im Frühjahr, kurz vor oder kurz nach Ostern, kamen die Ferkelhändler von Kaiserslautern und Kreuznach in das Dorf. Mitunter auch kam ein Händler aus dem Luxemburgischen. Ueber diesen mußten wir Knaben immer lachen, wenn er mit seinen Ferkeln sprach. „He—la, He—la, hu—tu—tu—tu—tu“ redete er sie an, wenn sie auf seinem Wagen so wirt durcheinander liefen und untereinander herschlüpfen. Aber das Feilschen verstand er so gut wie die Händler aus der Pfalz, die alle ihre Ferkel aus Lothringen bezogen. Am Schwanz wurden die Tierchen unter dem Tuche, mit dem der Wagen bedeckt war, herausgezogen, hierauf nahm sie der Händler auf den Arm, trug sie in den Hof und setzte sie in der Scheuertenne oder auch vor der Haustür nieder. Dann ging der Handel hin und her, sorgsam und mit sachverständigen Blicken wurde das quiekende Tier gemustert, bis Käufer und Verkäufer miteinander einig waren. Es war damals noch ein umständliches Rechnen bei Viehkäufen; denn die Summen wurden nach alter geschäftlicher Gepflogenheit noch in Karolinen angegeben und mußten zuerst, ehe man bezahlen konnte, in Gulden, später, als wir endlich

ein einheitliches deutsches Münzsystem hatten, in Mark umgerechnet werden. Sobald das Ferkel erstanden war, wurde es nach allen Regeln der Kunst gemästet, und es war für den Hausvater eine Geschichte, die ihn nachdenklich stimmte, wenn das Schwein nicht fressen wollte. In solchen Fällen wurde wohl der Marienthaler Schmied geholt, der zugleich Viehdoktor war. Der setzte die Hornbrille auf, befah das Tier von allen Seiten, verordnete etwas, in der Regel Rizinusöl, und die Kur hatte Erfolg oder auch nicht. So um den ersten Advent herum stand mancher Mann, während der Qualm seiner Pfeife in die klare Winterluft stieg, nachdenklich in seinem Hofe, betrachtete das Schwein, das zu seinen Füßen grunzte, und taxierte dessen Gewicht. Bald darauf hörte man es jeden Morgen aus einer anderen Hofreite laut und durchdringend schreien, und wenn das Schwein gewogen wurde, kamen auch die Nachbarn neugierig herbei. Wer Schweine schlachtete, die über drei Zentner wogen, war in der ganzen Umgebung ein berühmter Mann. Der alte Ruppertsecker Gemeindediener verstand nicht, mit der Wage umzugehen. Seine Nachbarn übernahmen für ihn das Geschäft des Wiegens, und da gaben sie dem einfältigen Manne in der Regel einen Zentner mehr an, als das eigentliche Gewicht betrug, so daß er sich mit Stolz zu den Leuten rechnete, die die schwersten Schweine schlachteten.

Mein Vater schlachtete in jedem Winter ein fettes Schwein, aber die Mutter ging sparsam mit dem Eingeschlachteten um. Noch im Sommer hatten wir Fleisch und Würste. Zwar war der Speck jedesmal ganz gelb geworden, und die Würste waren knochenhart, aber sie mundeten uns, die wir nicht verwöhnt waren, doch trefflich, wenn wir von der schweren Feldarbeit nach Hause kamen. Jedenfalls ging es bei uns nicht so, wie in dem Vaterhause des Mannes, der einmal gesagt hat: „Vierzehn Tage vor Weihnachten schlachtete mein Vater ein Schwein, und vierzehn Tage nach Weihnachten war nichts mehr da.“

Der Weihnachtsabend regte uns Kinder nicht sonderlich auf; denn in Ruppertsecken war es damals nicht Mode, daß man einander viel bescherte. Vor Weihnachten kamen Händlerinnen in das Dorf, die allerhand Zuckerzeug feilboten. Die Mütter kauften ihnen in der Regel etwas ab. Für mich war es schon ein Fest, die Herrlichkeiten, die diese Frauen in ihren großen, weißen Körben brachten, anzusehen. Da waren dicke, braune Waldböckelheimer Lebkuchen, in die weiße Mandeln eingebacken waren, Sterne und Engel aus Zucker, überklebt mit Papierstreifen, die einen frommen Spruch enthielten, und kleine, bunt gefärbte Zuckerpillen, die in hübsche Schächtelchen verpackt waren. Nicht für vieles Geld würde ich heute noch von diesen blauen, roten und grünen Pillen essen, damals waren sie mir ein Hochgenuß. Den Christbaum holte der Vater selbst im Walde. Der Herr Oberförster von Kriegsfeld, in dessen Bezirk er viel arbeitete, hatte ihm hierzu die Erlaubnis gegeben. Ich war glücklich, wenn ich bei dieser Gelegenheit mitgehen durfte. Lange wurde geprüft, welcher Baum der schönste sei, dann wurde er mit dem Handbeil gefällt. Ich legte ihn über die Schulter und schleppte ihn durch den Schnee nach Hause.

Dem Weihnachtsabend sah ich ohne Spannung entgegen, weil ich auf Geschenke nicht rechnete. Wie erstaunt war ich aber, als neben dem brennenden Christbaume ein großer Kasten lag und die Mutter mir sagte: „Peter, das ist für dich.“ Atemlos riß ich den Deckel auf und fand — eine in eine schwarze Umhüllung verpackte, blitzblanke, nagelneue Trompete.

„Vater, du bist aber ein braver Mann, daß du mir die schöne Trompete gekauft hast“, sagte ich voller Freude.

Aber der Vater, der die Pfeife rauchend neben dem Ofen saß, wehrte meinen Dank ab und sagte: „Wenn du dich bedanken willst, so gehe morgen nach Gerbach zu deinem Petter; von dem stammt die Trompete.“

Ich glaube, daß ich damals, als der Vater das sagte, eine Zeitlang den Mund offen gelassen habe, so sehr überraschte mich diese Nachricht. Ich hatte meinen Petter in den letzten Wochen so grimmig gehaßt, weil er mir die Geißkanne und das Horn des Sauhirten aus Rodenhausen als Musikinstrumente empfohlen hatte, und nun machte er mir diese Freude. O, er war ein Schalk, mein Petter, wie alle Schmiede, von denen bekannt ist, daß sie die Leute gern foppen.

Am nächsten Morgen gingen wir durch Frost und Schnee nach Marienthal zur Kirche und sangen wie alljährlich am ersten Weihnachtstage das Lied „Ehre sei Gott in der Höhe! Der Herr ist geboren!“ Nachmittags eilte ich nach Gerbach, um meinem Petter zu danken. Lachend empfing er mich und sagte: „Die Trompete habe ich dir gekauft, Peter, aber ein Schnorrrant sollst du deshalb doch nicht werden.“ Meine Goh (Patin) gab mir Kaffee und Kuchen, dann bekam ich das übliche Weihnachtsgeschenk, das in der Pfalz der Petter dem Patenkinde gibt: ein großes, bunt bemaltes Taschentuch, in das Lebkuchen und Zuckerwerk eingepackt waren, Äpfel, Nüsse und eine große „Puppe“. So nannten wir das Gebäck, das die Figur eines weiblichen Wesens hatte. Man mußte allerdings viel Phantasie anwenden, wenn man in dem Kunstwerk des Bäckers eine Puppe erkennen wollte. Vergnügt trabte ich mit meinen Geschenken über die Berge.

Nun aber ging zu Hause ein Trompeten und Blasen los. Gottfried und ich machten Musik, daß die Wände wackelten. Das muß ich sagen, mein Freund gab sich redliche Mühe, mir etwas beizubringen. Während wir bliesen, nickte er mit dem Kopfe den Takt dazu. Blies ich falsche Töne, was im Anfang sehr oft vorkam, so setzte er die Klarinette ab und sagte „Aufsch“. So kam es, daß ich am Ausgang des Winters Marsch- und Tanzweisen einigermaßen leidlich spielte und vor allem mich mehr und mehr in der Kunst des Notenlesens auskannte.

Als die Sonne wieder wärmer schien und die Schneedecke in Wald und Feld verschwunden war, ging Gottfried wieder auf die Musikantenreise. Im Frühling und Sommer aber saß ich, so oft ich Zeit hatte, oben auf dem Schloßberge neben dem alten Gemäuer auf dem Rasen, und während unten im Dorfe die Gänse schnatterten, schmetterte ich auf meiner Trompete weit hinaus in das schöne Land die Melodien: „Ein Jäger aus Kurpfalz“, „Ich hatt' einen Kameraden“, oder was ich sonst auf meinem Instrumente zusammenbrachte. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Von Sonntag, dem 8. März, an nehmen in Gießen die Abendgottesdienste um 6 Uhr ihren Anfang. Auch die Passionsgottesdienste beginnen zu dieser Stunde. Der nächste Passionsgottesdienst findet Mittwoch, den 11. März, in der Johanneskirche statt, die weiteren Passionsgottesdienste werden in der Stadtkirche gehalten.

Sonntag, den 8. März, ist um 2 Uhr Taubstummengottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls im Lukasjaale (Liebigstraße 56).

Worte zum Nachdenken.

Ein jeder sollte sich in seinem Stande stärken und fest machen auf Gottes Wort, dann ginge es allenthalben recht und wohl zu und wir hätten ein Paradies, ja ein Himmelreich auf Erden, und könnte jeder sein Werk tun mit Lust und Freude ohne alle Mühe und Sorge. Dagegen, wo solcher Verstand fehlt, da tut's sich böslisch und mit Unlust, und krieget Streiche oder Unglück zum Lohn, und macht man sich einen ungnädigen Gott und ein saures Leben dazu.

Dr. M. Luther.

Wenn in Gefahr und Schmerzen
Der Geist will mutlos sein,
So pflanze unsern Herzen
Geduld und Hoffnung ein!

Sürchten und Hoffen macht das Herz unruhig; Gottesfurcht und Glaube machen es stille.

Jedes Dankopfer, das unsern Herzen entsteigt, kommt als spürbarer Segen zu uns zurück, indem es Kräfte des ewigen Lebens in unsere Seelen herabzieht.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 8. März, Reminiszere.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.

Pfarrer Schwabe.

Abends 6 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markusgemeinde gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Montag, den 9. März, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäusgemeinde.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.

Pfarrer Ausfeld.

Abends 6 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam. Anmeldungen vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukasgemeinde.

Abends 8 Uhr in der Johanneskirche: Vortrag mit Lichtbildern über die Bodenschwinghschen Anstalten in Bethel.

Mittwoch, den 11. März, abends 6 Uhr: 3. Passionsandacht. Pfarrer Bechtolsheimer.

Freitag, den 13. März, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johannesgemeinde.

Im Lukasjaale (Liebigstraße 56).

Nachmittags 2 Uhr: Taubstummengottesdienst, im Anschluß daran Feier des hl. Abendmahls. Pfarrer Bechtolsheimer.

Schönheit

verleiht die echte **Rechenpferd-Seife**

Beste Lillienmilchseife f. zarte, weisse Haut von Bergmann & Co., Radebeul

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter
Gießen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Heh. Blum, Schuhlager,
Neustadt 19
Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15⁰/₀ bis 20⁰/₀
Reparaturen billigst

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.
Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

Frdr. Teipel

16 Markt 16
Vorteilhafte Bezugsquelle
für

Strumpfwaren und
Unterzeuge, Wäsche
Kinder-Ausstattungen
en gros Korsetts en detail
Filiale: Frankfurter Straße.

Für die Konfirmation

empfehle alle Arten
Kleiderstoffe, schwarz und farbig
nebst passenden Besätzen zu reellen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
Lieferung ganzer Ausstattungen
:: sowie Einzel-Möbel ::
Eigene Polster-Werkstätte

Bujch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Ausfeuer-Artikel
Reife

außergewöhnlich billig
Etagengeschäft. Geringe Unkosten
Gemeinlichlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Kränze und Bufetts

in allen Preislagen
bei schnellster Lieferung
reichliche Auswahl

Gärtnerei Wittmann
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlendungen bereitwilligst

FRITZ NOWACK

Ausstattungs-Geschäft und Wäsche-Fabrik.

Konfirmanden-Wäsche

wie
Taghemden Nachthemden Prinzeßröcke
Beinkleider Stickereiröcke Untertaillen
in enormer Auswahl.

Besondere Angebote in Konfirmanden-Taschentüchern,
Korsetten und Glacé-Handschuhen

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Gesang- bücher

in reicher
Auswahl

bei

Ernst Balsler
Mäusburg 11.

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Zur Konfirmation

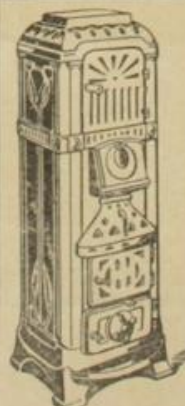
Bilder, Sprüche, Bücher, Karten,
kleine Schriften usw. in großer Auswahl
Gesangbücher in allen Preislagen

Jedes gute Buch wird, wenn nicht am Lager, schnell besorgt

Buchhandlung der Pilgermission
Neuenweg 10 Gießen am Kreuzplatz

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephone Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre



Amerikanische, irische Regulier- u. Koch-Oefen

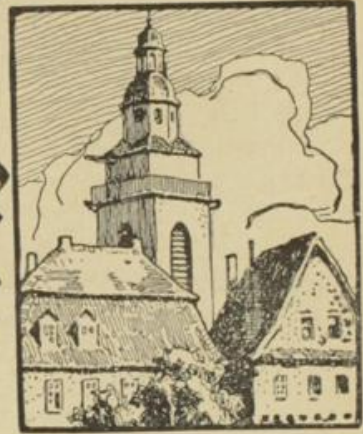
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile
Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
transportable Kesselöfen, Kohlen-
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
empfiehlt

Edgar Borrmann, Gießen
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 10.

Bießen, Sonntag Okuli, 15. März 1914.

3. Jahrgang.

Das Geheimnis des neuen Lebens.

Brief an die Hebräer 9, 11–15. Christus aber ist gekommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter und ist durch eine größere und vollkommeneren Hütte, die nicht mit der Hand gemacht, das ist, die nicht von dieser Schöpfung ist, auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden. Denn so der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von der Kuh, gesprengt, heiligt die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit, wieviel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne allen Fehl durch den ewigen Geist Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott. Und darum ist er auch ein Mittler des neuen Testaments, auf daß durch den Tod, so geschehen ist zur Erlösung von den Uebertretungen, die unter dem ersten Testament waren, die so berufen sind, das verheißene ewige Erbe empfangen.

Das vorangestellte Gotteswort schildert uns das innere Wesen des auf Golgatha gewonnenen neuen Lebens, das direkt als neuer Bund Gottes mit der Menschheit sich darstellt, vermittelt durch den, der in vollster sittlicher Reine sein Leben für die Brüder dahingab trotz aller ihrer sittlichen Mängel und Fehle. Ein „neuer Bund Gottes“ mit der Menschheit, gültig durch eine einzige Handlung Eines, der wie wir über die Fluren dieser Erde gewandelt, der nach blutiger Todesqual seit bald zwei Jahrtausenden von uns geschieden ist, und der doch diesen Bund vermittelt hat für alle, solange noch Menschen über die irdischen Fluren wandeln und verlangend nach Golgatha Ausschau halten! Das ist das Geheimnis, das Mysterium des neuen Lebens. Und, setzen wir es gleich hinzu, wäre es kein Mysterium, dann wäre an ihm nichts göttlich, dann wäre es ein Akt menschlich heroischer Aufopferung, dem aber das geheimnisvolle und doch so notwendige Echo aus der Ewigkeit fehlte! In der vorliegenden Stelle des Briefes an die Hebräer versucht der Verfasser, uns dies Geheimnis menschlich verständlicher zu machen, aber den Schleier hebt auch er nicht davon, und wehe, wenn er es könnte, denn dann wäre Göttlichstes vermenschlicht. Im Geheimnis vom Kreuz liegt unsere tiefste Seligkeit, denn: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Nicht das Wie dieser Erlösung können wir lösen, aber ihr Daß können wir erleben. Tief eingewurzelt ist in jedem Menschen das Gefühl von Schuld und Sünde! Es ist keineswegs spezifisch

„christlich“, es ist allgemein menschlich; schon die Dramen des Sophokles sind ein erschütternder Beweis. Und dieser Schuld gegenüber ist die Sehnsucht nach Entzühnung eines der allgemein menschlichsten Gefühle. Und seit Jahrtausenden, seit Menschheitsbeginn kennt die Menschenseele kein anderes Sühnemittel als das Opfer! Ist es nicht schon ein Geheimnis an sich, daß seit dem Tode Jesu auf Golgatha plötzlich Millionen über die Erde gegangen sind und gehen, die in diesem Tod die Entzühnung innerlich erleben, die trotz Schuld und Sünde nicht mehr „der Böcke und der Stiere Blut und der Asche von der Kuh, gesprengt“, bedürfen, und doch aufjauchzen in der Gewißheit eines neuen Bundes der Gnade und Vergebung mit dem unsichtbar Allmächtigen? — Unsere Zeit ist sehr klug! Nur ein Wunsch noch: möchte sie auch wieder recht weise werden! Dann erst wird sie auch wieder verstärktes Verständnis bekommen für die Ewigkeits-Bedeutung und -Realität dessen, was hinter den Geheimnissen Gottes sich offenbart!

Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Das Leben der Griechen von der Wiege bis zum Grabe ist das Thema, das ich behandeln wollte. Zum Schluß möchte ich herantreten an das Ende alles Erdenlebens, wie es sich für den Griechen gestaltet. Daß ich an das Bild der Freude ein ernstes anreihe und zwar als letztes, möge mir nicht verargt werden. Leid und Freud, Leben und Tod wohnen auf Erden eng zusammen, und der Tod ist auf Erden immer ernst.

Wir treten in ein Sterbehaus. In fieberhafter Eile werden die Vorbereitungen getroffen. Zwischen Tod und Begräbnis müssen nach den gesetzlichen Bestimmungen 24 Stunden verstreichen, aber nicht mehr. Das Klima duldet keine lange Aufbahrung des Toten im Hause. Meistens werden die Totenscheine sogar einige Stunden früher datiert, um die Beerdigung vor Ablauf der 24 Stunden zu erwirken, und ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß das in sehr vielen Fällen einfach notwendig ist. Hier tritt in der Tat der Tod den Menschen wirklich gar schnell an. Da ich öfters aus Familien mit gemischter Ehe das evangelische Glied zu beerdigen

hatte, habe ich zuweilen hinter dem Sarge in der Sonnenhitze 1—1½ Stunden einherschreitend unerträglich Pein ausgestanden. Wer auf altgriechischen Vasen die Darstellungen von häuslichen Trauerszenen gesehen hat, kann sich eine Vorstellung machen von den Szenen, die sich an einem Sterbelager abspielen. Der Ausdruck des Schmerzes ist im ganzen Orient dramatisch. Stiller Schmerz erscheint den Griechen als Empfindungslosigkeit, als Apathie. Beim Eintritt des Todes erfüllt lautes, durchdringendes Wehgeschrei das Haus. Die Witwe rauft sich die Haare, die überhaupt ungekämmt und aufgelöst bleiben bis nach der Beerdigung. Gekämmtes Haar wäre ein Zeichen von Herzlosigkeit. Dann kommt der Priester ins Haus und beräuchert die Leiche unter Gebet, bei Personen vom Stande halten die Priester gewissermaßen die Totenwacht. Es muß überhaupt irgend einer bei der Leiche sein, damit kein Tier darüber springt. Im Innern des Landes ist die Totenklage noch im Gebrauch, das *mirolózion* genannt. Besondere Weiber befassen sich damit, sie sitzen in schwarzen Gewändern um die Leiche, stöhnen von Zeit zu Zeit tief auf und wechseln ab in der Klage. Unter den gesammelten Volksliedern finden sich viele *mirolózia* sehr verschiedenen Wertes, einzelne sind hochpoetisch. Hören wir die Totenklage einer Gattin:

Beschwerten Sinnes wandle ich in schwarzem Trauerkleide,
Ich steh und sinne hin und her vor über großem Leide,
Denn eine Burg war mein Geschlecht, von Namen auserkoren,
Nun aber bin ich ganz allein, ein Schwälbchen ganz verloren,
Und traurig seufz' ich immer auf und weine bittere Tränen,
Wo gibt es in der weiten Welt einen Arzt für all mein Sehnen.
O führe doch der Seele Schmerz in die lebensmüden Glieder,
Daß alle, ob sie feind ob hold, mir sängen Trauerlieder.

Oder die Klage, die einer toten Mutter in den Mund gelegt wird:

Mit welcher Seele, welchem Herzen steig ich hinab ins Grab
Da ich die Kleinen lassen muß, denen ich das Leben gab.
Sie weinen, rufen früh und spät, o Mutter, sprich, wo bist du?
Wie tief, o Mutter, ist dein Schlaf! Deine Kinderlein vergißt du.

Oder die Totenklage von Eltern auf ihre Tochter:

O Tochter, dort, wohin du willst, tief unten bei dem Hades,
Dort kräht kein Hahn und gackert keine Henne,
Dort fließt kein Quell, dort spricht kein Gras,
Und wenns dich hungert, ist du nicht, nicht trinkst du, wenn
du dürstest,

Und wenns nach Schlafe dich verlangt, wirst du doch nie erquicket,

O bleib daheim, lieb Töchterlein, bleib in der Eltern Hause. —
Ach, nimmer komme ich, Vater mein, und du, geliebte Mutter,
Denn gestern hab' ich mich vermählt zu später Abendstunde,
Der Hades ist mein Gatte nun, der Schwäher mein das Grab
im kühlen Grunde.

In einer Totenklage um einen Seemann lautete die Mahnung, ihm ein Grab zu graben am Meeresstrande, damit er das Rauschen des Meeres und die Bewegung des Windes und die Stimmen seiner Genossen hören, wenn sie rufen „*ea móla, ea lesa*“.

Am nächsten Tage findet die Beerdigung statt. Die Abschiedszenen im Hause sind oft erschütternd. Doch ist die übertrieben laute Kundgebung des Schmerzes für den Fremden geradezu das Gegengewicht gegen den Eindruck derselben. Mir liegt das gellende Schreien, das ich bei solchen Gelegenheiten gehört habe, noch immer in den Ohren. Die Witwe schreit laut auf und wirft die Hände über den Kopf, mit ihr

stimmt die ganze Familie in dies Wehklagen ein, und man sieht Tränen in den Augen aller Anwesenden. Der Sarg wird hinuntergetragen. Die Sitte will es, daß die Witwe mit der Geberde der Verzweiflung auf den Balkon eilt, hinabschaut und sich hinabstürzen will, woran sie selbstverständlich gehindert wird. Der Eindruck dieses Trauerspiels ist aber immer ein großer. Dem hinausgetragenen Toten wird ein irdener Krug mit Wasser nachgeworfen. Unter dem Geleite der ganzen Nachbarschaft, der Verwandten und Freunde wird der Tote auf den Friedhof getragen. Getragen, und zwar in offenem Sarge. Leichenwagen gibt es in Athen erst seit neuerer Zeit, dieselben werden auch bei den größten Leichenbegängnissen erst außerhalb der Stadt benutzt. Zum Tragen gibt es eine eigene der Kirche angehörige oder dienstbare Schar von Leichenträgern, weiß mit schwarzen Borten gekleidet. Oft ist der Weg nach dem weit außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof sehr weit, und die Träger, die natürlich abwechseln, müssen eine Stunde und mehr ununterbrochen die Särge tragen. Bei großen Leichenbegängnissen wird nicht einmal der kürzeste Weg gewählt, sondern man bemüht sich, die Hauptstraßen an der Trauer teilnehmen zu lassen. Die Teilnahme ist immer sehr groß. Alles kommt an Fenster und Türen. Selbst in den belebtesten Geschäftsstraßen halten die Begegnenden ihre Schritte an, bleiben stehen, nehmen den Hut und bekreuzigen sich. Gewissermaßen ist auch bei einem griechischen Leichenbegängnis mehr zusehen, was die Teilnahme unmittelbar hervorruft oder erzwingt. Denn alle Toten werden im offenen Sarg getragen. Man sieht, daß es ein Kind oder eine Jungfrau, ein Jüngling, eine junge Mutter, ein Greis ist, der den Seinen entrisen worden ist. Unsere Art der Beerdigung im geschlossenen Sarg erscheint den Griechen kalt. Man hat wohl als Grund für die Offenheit der Särge angegeben, daß sie von den Türken verlangt worden sei, um Verwechslungen oder das Einschmuggeln von Waffen zu verhindern. Ich denke aber, daß in diesem Brauch nur eine uralte Sitte sich erhalten hat. Auf einer Bahre lag der Jüngling zu Nain, man kann sich Jesus kaum vor einem geschlossenen Sarge vorstellen. Alles ist natürlich und unmittelbar bei der Bestattungsweise, die noch heute in Griechenland Gebrauch ist. Die Särge haben die bei uns gebräuchliche Form, nur ist der Deckel flach und wird von einem der Träger vorangetragen, der Boden des Sarges besteht statt aus einem Brett, nur aus zwei Leisten, die Wände desselben sind äußerst dünn, so daß das Gewicht möglichst vermindert wird und zugleich der Naturprozeß schnell vonstatten geht. Dem Sarge voran schreiten zuerst die Leuchten- und Kreuzträger der Kirche, sodann die Priester; sie führen also den Toten zum Grabe, gekleidet in weiße Uebergewänder (weiß ist die kirchliche Farbe der Trauer), mit näselndem Gesange. Dann folgen die Chorknaben bei größeren Leichenbegängnissen, ebenfalls singend. An der Zahl der Priester zeigt sich der Wohlstand eines Hauses. Ihr Dienst wird den unbesoldeten, armen Leuten sehr bescheiden bezahlt, man kann sich also wohl 10—20 Priester leisten. Das erhöht entschieden das Malerische des Anblicks. Aus dem Hause geht der Zug zunächst in die Kirche, durch sie nur führt des Griechen Weg zum Grabe. Der Sarg wird in das Innere der Kirche gebracht, und die Hauptfeier beginnt. Diese ist sehr lang, und man hat immer das Gefühl, daß die funktionierenden Priester eilen, um ans Ende zu kommen. Die Feier würde im andern Fall zwei Stunden statt einer dauern, wenn die Priester mit einer der Handlung entsprechenden Würde singen und beteten. Durch das mehr geschäftsmäßige Eilen verliert die Handlung das Feierliche. Beständig wird das Rauchfaß

gegen den Toten und die Leidtragenden geschwungen. Die Gebete sind 3. T. außerordentlich schön. Ich möchte die ganze Handlung vergleichen mit einem Kranz von Blumen (jede Blume ein Gebet oder eine Schriftlesung), zusammengebunden durch den einen, immer wiederkehrenden Gedanken, die Bitte: „Vergib ihm seine Sünden, gib die ewige Ruhe deinem Knecht.“ Diese Bitte legt man gewissermaßen dem Geschöpfe in den Mund gegenüber dem Schöpfer, der es nach seinem Bilde geschaffen hat: „Ich bin dein Bild, erbarme dich, reinige dein Geschöpf, gewähre mir das ersehnte Vaterland, mach' mich zum Bürger deines Paradieses.“ Dann müssen die Märtyrer für die Seele des Abgeschiedenen bitten. Dazwischen lönt immer wieder das feierliche „anaparoson tin psichin tu dülü su, gib Ruhe der Seele deines Knechtes!“ Ergreifend ist die Schilderung der Nichtigkeit des irdischen Lebens bei dem h. Johannes Damascenus:

„Wehe, welch einen Kampf hat die Seele, wenn sie vom Leibe sich scheidet;

welche, wieviele Tränen, und keiner, der sich ihrer erbarme; zu den Engeln erhebt sie die Augen, vergebens ist ihr Flehen; gegen die Menschen breitet sie die Hände aus, da ist keiner, der ihr hülfle!“

Auf solche und ähnliche ernste Gedanken folgen dann die Seligpreisungen, die dem Abgeschiedenen gleichsam den Weg zum Himmel weisen und an deren Schluß der Weg selig gepriesen wird, den heute seine Seele geht.

Nach Vorlesung von Epistel und Evangelium tritt dann ein Priester nach dem andern an die Leiche heran, betet leise und wendet sich dann an die Versammlung mit der Aufforderung: „Tretet herzu, laßt uns den letzten Kuß ihm geben, ihr Brüder!“ Dieser letzte Kuß, der telewt aos aspamos, ist eine oft ganz ergreifende Zeremonie. Einer nach dem andern tritt an den Toten heran und küßt ihn auf die Stirn, oder auf das Heiligenbild, das auf seinen gefalteten Händen liegt. Dabei singen die Priester:

„Welch ein Scheiden, o Bruder, welch ein Jammern, welch ein Klagen in diesem Augenblick! Kommet, küßet nun den, der vor kurzem unter euch weilte. Dem Grabe wird er übergeben, mit einem Steine bedeckt, in Dunkel gebettet, den Toten zugesellt. O ihr Alle, Verwandte und Freunde, nun scheiden wir von ihm. Der Herr gebe ihm die Ruhe! Was ist unser Leben? Blüte und Lusthauch und morgendlicher Tau. Laßt uns an den Gräbern es deutlich sehen! Wo ist da die Schönheit des Leibes, wo die Jugend, wo sind die Augen? Alles ist verdorrt wie Gras, alles ist verschwunden, laßt uns dem Herrn zu Füßen fallen mit Tränen.“

Im griechischen Gottesdienst ist viel Dramatisches, auch bei der Leichenfeier; denn nun wird schließlich dem Toten selbst noch das Wort gegeben:

„Ihr, die ihr mich ohne Odem und Stimme hier liegen seht, weinet alle um mich, Brüder und Freunde, Verwandte und Bekannte; denn gestern sprach ich noch mit euch und plötzlich überfiel mich der furchtbare Tag des Todes. Aber tretet herzu alle, die ihr nach mir euch sehn, und küßt mich mit dem letzten Kuß; denn ich werde nicht mehr mit euch wandeln oder reden. Denn zu dem Richter ziehe ich, vor dem kein Ansehen der Person gilt. Dort sind sie alle gleich: Knecht und Herr, König und Krieger, Reich- und Arm, jeder wird nach seinen eigenen Werken verherrlicht oder zu Schanden werden. Ich aber bitte und flehe euch alle an, ohn Unterlaß, Christum zu bitten, daß ich nicht nach meinen Sünden an den Ort der Qual getan werde, sondern daß er mich dorthin tue, wo das Licht des Lebens ist.“ (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Dr. Kappeffer.

16. Dorftragödien.

(Schluß.)

2. s' Hannarem's.

Meinem elterlichen Hause schräg gegenüber wohnte ein altes Ehepaar mit drei Kindern, der Klara, der Lisbeth und dem jüngsten Sohn Philipp, der, nur wenige Monate älter als ich, mein erster Spielkamerad war. Später freilich, da er etwas rauh und wild wurde, kam ich mehr von ihm ab. Nach ortsüblicher Gewohnheit nannte man die Familie, um sie von anderen gleichen Namens zu unterscheiden, nach dem Rufnamen des Mannes, Johann Adam „s' Hannarem's“. Ich hatte so in frühester Jugendzeit Gelegenheit, in dem stillen Hause zu verkehren, dessen überbautes Hoftor, meist geschlossen, nur selten Einblick in das Innere gewährte. Das Ganze mit gut gehaltenen Oekonomiegebäuden machte den Eindruck bäuerlichen Wohlstandes. Die beiden Eltern erschienen gedrückt und abgearbeitet und dadurch älter, als sie vielleicht in Wirklichkeit waren. Der Mann war gelernter Küfer, trieb aber in meiner Kindheit neben der Landwirtschaft diesen Beruf nicht mehr. In einem Seitenbau aber befand sich noch eine Küferwerkstatt mit Werkzeug voll ausgestattet, in die ich wohl spielend einmal hineingesehen habe.

Ich sah den alten Mann manchmal, wie er auf der Eckbank hinter dem Tisch sitzend in der großen Hausbibel mit Hilfe einer Messingbrille las, wobei er mit dem Finger den Zeilen nachfuhr. Solches geschah aber, wie ich erst später erfahren, nicht aus religiösem Antrieb, sondern er forschte dann nach Wortformen und Zahlenkombinationen, mit deren Hilfe er die richtige Nummer der Frankfurter Lotterie erraten wollte. Denn er war durch die Bedrängnis der Zeit und mancherlei Mißgeschick in Rückgang gekommen und hoffte allein noch Hilfe von dieser Frankfurter Sphinx, die, wie gesagt, damals in jener Gegend immer weiter sich einnistete, und das Bewußtsein, daß er dabei die Zustimmung seiner Mitbürger nicht besaß, machte ihn wohl scheu und zurückhaltend.

Die Frau, ein still geduldiges Wesen, war emsig bemüht, Stall und Hof und besonders die eigene Wohnung in sauberer Ordnung zu erhalten. Die schon erwachsene Tochter Klara saß zumeist in der Nähe des Ofens, mit Spinnen oder einer Handarbeit beschäftigt. Dabei war ihr Kopf und Gesicht stets mit Tüchern verwickelt, daß nur ein schmaler Spalt für die Augen blieb. Ihre Stimme aber, wenn sie einmal sprach, klang hohl und die Worte waren schwer verständlich, weil die Gaumenlaute darin fehlten. Einmal kam ich dazu, wie gerade der Verband ab war, und da sah ich mit Entsetzen, daß an der Stelle, wo man sonst die Nase sieht, sich nur eine große Oeffnung befand, welche als dunkle Höhle sich in das Innere des Kopfes erstreckte. Die Unglückliche litt an der furchtbaren Krankheit, welche die Aerzte lupus vorax, fressender Wolf, nennen, es ist eine Anverwandte der Tuberkulose, welche besonders die Organe der Nase befallt und deren Knochen wie Weichteile nach und nach gänzlich zerstört, und zu deren Bekämpfung erst die neuere Wissenschaft sich aufrafft, während sie damals diese Krankheit als ein Verhängnis ansah, dem man nicht enttrinnen kann.

Die jüngere Schwester Lisbeth war das Bild von einem hübschen Landmädchen, von blühender Gesundheit und fröhlichem Lebensmut, der sich schwer in die Stille dieses Hauses fügte. Eines Tages, sie war bald 18 Jahre alt, ging sie

mit einer Kameradin nach Mainz, um Produkte der Landwirtschaft, die sie in Körben auf dem Kopf trugen, zu verkaufen und mancherlei Notwendiges dafür anzuschaffen. Der Zufall fügte es, daß an diesem Tag zwei Stücksaß voll Wein nach Mainz an einen dortigen Käufer geliefert werden sollten. Das war allemal eine schwierige Sache. Denn wenn auch bei den glatten Landstraßen für so eine einzelne Last ein starkes Pferd genügt hätte, so war es seiner Zeit beim Bauen der napoleonischen Heerstraße geschehen, daß die Unternehmer aus Gewinnsucht am Klein-Winternheimer Berg die gefehliche Steigung nicht innegehalten hatten, so daß es dort eines Vorspanns bedurft hätte, ein Schaden, an dem das Land weit und breit heute noch zu tragen hat.

Weil aber bei dem gleichmäßigen Mittelstand im Dorf es selten oder niemals vorkam, daß ein Einwohner mehr als ein Pferd für seinen Feldbau bedurfte, so pflegten bei derartigen Gelegenheiten zwei Nachbarn zusammenzuspannen. Das hatte aber den Nachteil, daß die Pferde nicht zusammen eingefahren und auch die Fuhrleute nicht darauf eingeübt waren, auch das Geschirr nicht immer im besten Stand war. Das schlimmste war, daß bei solchen Gelegenheiten dem Bacchus mehr als gut war, gehuldigt wurde. Für die Heimfahrt aber pflegten die Fuhrleute, schon zur Ersparung des damals noch bestehenden, so verhaßten Chausseegeldes, mit dem erleichterten Fuhrwerk bei gutem Wetter den näheren Feldweg über Essenheim zu nehmen.

Die beiden Mädchen, eingedenk des am Morgen zurückgelegten vierstündigen Fußmarsches, dachten wohl, daß schlecht gefahren immer noch besser als gut gegangen sei, und hatten sich auf der Hinterseite des vorausfahrenden Wagens nach Möglichkeit einen Sitz zurecht gemacht. Gleich vor der Stadt Mainz auf dem abschüssigen Weg am Hardenberg kamen die Wagen in ein rasches Tempo, weil es an einem Hemmschuh und den Fahrern an der richtigen Besinnung fehlte. Da wollte es das Unglück, daß dem Vorausfahrenden seine Peitsche aus der Hand fiel, er riß an der Leine, um die Pferde zum Stehen zu bringen und das Verlorene wieder zu holen. Der dicht folgende zweite Wagen ramnte auf den vorderen ein, und indem die beiden auseinander prallenden Pferde die Deichsel in die Höhe rissen, traf deren Spitze die unglückliche Lisbeth gegen die linke Seite des Leibes, daß sie samt dem Saßboden in das Innere des Fasses geschleudert wurde. Sie erlitt eine furchtbare Verwundung, hatte aber noch die Kraft, bis zum nächsten Hause zu gehen, wo sie noch in der Nacht starb.

Heute erinnere ich mich noch des Morgens, da diese Schreckensnachricht in das Dorf kam. Aber auch manchmal noch kommt mir, mich fast an eine antike Schicksalstragödie erinnernd, das Bild dieser braven Bauersfamilie ins Gedächtnis, die vom Mißgeschick heimgesucht, langsam in die Tiefe sank, während deren Haupt, von einer Chimäre verlockt, das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und auf die eigene Kraft verloren hatte.

Schwarze Patrioten.

Zur Feier des Regierungsjubiläums des Kaisers ließ Missionar Gemuseus in Rungwe, Deutsch-Ostafrika, die 42 Schüler seiner Mittelschule als Klassenaufsatz einen Brief an den Kaiser schreiben. Obgleich ihnen gesagt war, daß die Briefe nicht an den Kaiser geschickt werden könnten, gaben sich die Schüler doch alle Mühe. Ein besonders origineller Brief, den Missionar Gemuseus im Missionsblatt der Brüdergemeinde mitteilt, lautet in deutscher Uebersetzung:

Mittelschule Rungwe, den 16. Juni 1913.

Der große Tag des Festes des Kaisers.

Du unser Herr Kaiser!

Wir grüßen Dich, Du Herrscher, Du Herr Kaiser. Da Du nun herrschest, so sagen wir Dir Dank, unser Herrscher! Wir alle haben uns sehr gefreut, als wir die gute Botschaft hörten von der Beendigung der 25 Jahre. Wir sagen Dank, unser Kaiser Wilhelm, Du hast gut geherrscht; darum freuen wir uns alle; Dank, Du Erhabener! Du, o Kaiser, Deine Jahremögen sich mehren von nun an, auch die kommenden mögen sein wie die ersten, sie mögen viele sein; fahre fort, wohl zu herrschen, Du Guter, Du Milder, Du Gütiger, Du Gerechter Gottes! Wir danken Dir, wir neigen uns, wir fallen nieder, wir kommen demütig zu Dir. Du Kaiser hast uns errettet, uns aus ganz Afrika. So sagen wir Dir vielen, vielen Dank, und nun fange ich an, Dir etwas von dem Tun der Araber zu erzählen. So komme denn und höre alles, was ich erzähle. Früher begab sich, daß die Araber in unser Land kamen; da saßen sie die Leute wie Elefanten, und wenn sie jemanden gefaßt hatten, so gingen sie mit ihm weg. Auch eine meiner Mütter haben sie gefaßt — mein Vater hatte drei Frauen. Jene andre Mutter, nicht, die mich geboren hat, eine andre haben sie gefaßt. Ich wundere mich noch jetzt über die Bosheit der Araber, was war das doch mit ihnen! Siehe, sie machten die Menschen zu Tieren; einige sprachen von schwarzem Elfenbein, das von den Elefanten nannten sie weißes Elfenbein. Du aber hast uns errettet, Du Kaiser Wilhelm II.

Ich bin Uliubisna, Sohn des Mwalubaba.

An Kaiser Wilhelm II.

So ähnlich haben alle geschrieben, wenn auch nicht mit so vielen Worten. Immer wieder findet man die Wendung: „Du hast uns errettet, die wir uns in unserer Torheit gegenseitig totschlugen“, oder: „Du hast uns von den Feinden erlöst, die uns banden und verkauften, Du hast uns Frieden gebracht“. Einige schreiben noch: „Wir grüßen auch Deine Frau und Deine Kinder schön!“ Einer schreibt: „Wenn Du Gott fürchtest, so müssen auch wir Kleinen Gott fürchten!“ Str.

Wie die Gegner der Kirche arbeiten.

Ende Januar brachte die „Kirchen-Austritts-Korrespondenz“ die Meldung, daß in der hessischen Gemeinde Klein-Umstadt fast sämtliche Einwohner der rein evangelischen Gemeinde ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt hätten. Der „Evangelische Presbyterverband für Deutschland“ untersuchte den Fall und stellte fest, daß daselbst „nicht ein einziger Austritt aus der Landeskirche erfolgt und angemeldet ist“. — Anfang Februar meldete die „Kirchen-Austritts-Korrespondenz“, daß in dem neugegründeten ostpreussischen Ansiedlerdorf Gerdauen etwa 30 Familien aus der Kirche ausgetreten seien. Demgegenüber stellte derselbe Verband fest, daß es sich überhaupt nicht um Gerdauen, sondern um ein Ansiedlungsgut Arnsdorf, Kreis Gerdauen, handele, auf dem drei aus Südrußland stammende Rückwandererfamilien mit 12 Personen infolge der Agitation der Sekte der Adventisten aus der Landeskirche, der sie als Evangelische zunächst angehörten, ausgetreten und jener Sekte beigetreten seien. — Letzter Tage ging durch die Presse eine Notiz, wonach in dem zum Kirchspiel Strümpfelbrunn gehörenden, aber 7 Km. von diesem entfernten Silialdorf Weisbach im badischen Odenwald es zu einem Massenaustritt aus der evangelischen Landeskirche gekommen sei. Von den 314 evangelischen Einwohnern hätten 310 dem Oberkirchenrat ihren Austritt aus der Landeskirche angezeigt. Demgegenüber stellt der obengenannte Verband auf

Grund authentischer Erklärungen des Pfarramts Strümpfelbrunn fest, „daß die Evangelischen der Gemeinde Weisbach (Amt Eberbach, Baden) nach wie vor der Landeskirche Badens angehören, und von einem Austritt nicht die Rede ist.“

Aus diesen Notizen kann man sehen, wie die Gegner der Kirche arbeiten. Sie verbreiten unwahre Nachrichten über Austritte aus der Kirche, um hierdurch für ihre Zwecke zu agitieren. Vor ungefähr 5 Jahren hieß es, in Offenbach seien so viele Erklärungen zum Austritt aus der Kirche abgegeben worden, daß man am Amtsgerichte habe Hilfskräfte einstellen müssen. Eine Anfrage bei einem Offenbacher Pfarrer ergab, daß diese Meldung auf einem ganz gewöhnlichen Schwindel beruhte.

Im übrigen ist es nicht ohne Interesse zu sehen, daß die Mitglieder der Sekten in ihrem Hass gegen die Kirche mit den Atheisten und denen, die sich von Christus losgesagt haben, ein Herz und eine Seele sind. Beide haben dasselbe Ziel: die Landeskirche zu zertrümmern, wie ja der oben erwähnte Fall aus Herdauen beweist. Beide sind sich gleich in der Ueberschätzung ihrer Bewegung. So renommierte vor einigen Jahren eine gewisse Sekte, die sich unterdessen in das Nichts aufgelöst zu haben scheint, damit, daß sich in der Umgebung des Kaisers jemand befinde, der zu ihrer Sekte gehöre. Natürlich war das glatt erfunden; niemand konnte angeben, wer diese Persönlichkeit denn sei. Unser Kaiser hält wie alle seine erlauchten Vorfahren treu zur evangelischen Landeskirche und wird gewiß nicht dulden, daß jemand von seiner Umgebung für eine aus Amerika herübergekommene Sekte Propaganda macht. Einig sind Sektierer und Atheisten auch in der Herabwürdigung der Einrichtungen der evangelischen Kirche. Wenn es heute Menschen gibt, die das jedem Christen ehrwürdige Sakrament der Taufe in der Form, wie sie in der ganzen Christenheit geübt wird „Säuglingsbesprechung“ nennen, so sollte man hiergegen den Schutz der Gerichte anrufen.

Alle diese Vorkommnisse prägen den evangelischen Christen auf das neue die Mahnung ein, treu zu ihrer Kirche zu halten, ihre Pflegebefohlenen, besonders auch die Dienstboten, gegen die zudringliche Agitation der Feinde der Kirche zu schützen und durch eifrige Beteiligung am gottesdienstlichen Leben der Gemeinde und durch einen guten Wandel ihrer Landeskirche Ehre zu machen.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

5.

Als der Sommer vergangen war, war die Zeit da, daß ich zur Konfirmandenstunde gehen mußte. Den Unterricht erteilte Pfarrer Weber zu Marienthal im Pfarrhause. Jeden Mittwoch und Samstag um halb ein Uhr setzten wir Ruppertsecker acht Konfirmanden uns den Berg hinunter in Bewegung. Wir Knaben waren meist zu stolz, um mit den Mädchen zu gehen, wir rannten diesen entweder voraus oder gingen erst weg, wenn diese schon beinahe in Marienthal waren. Auch Hermann Weber, der Sohn des Pfarrers, war unter der Schar. Er hatte seither bei seinem Vater Unterricht gehabt und sollte nach der Konfirmation das Gymnasium zu Zweibrücken beziehen.

Im Studierzimmer des Pfarrers fand der Unterricht statt. Staunend sah ich mich das erstemal dort um. So viele Bücher hatte ich noch nie beisammen gesehen. Da waren dicke, in Schweinsleder gebundene Bücher; auf dem Rücken des

einen hatte ich entziffert: Burkhard Gotthelf Struves Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie. Andere Bücherrücken nannten als Verfasser die pfälzischen Geschichtsschreiber Andreae, Würdtwein, Widder, Tolner und Häusser. Auf eine Reihe gleichmäßig gebundener Bücher hatte Hermann Weber einmal hingedeutet und gesagt, daß das die Werke Luthers seien. Ein andermal hatte der Pfarrerssohn ein Buch vor mich hingelegt und mich aufgefordert, ihm daraus etwas vorzulesen. Aber in dem Buche waren so sonderbare Buchstaben zu sehen, daß ich gar nichts entziffern konnte. Ich meinte zuerst, das Buch liege verkehrt vor mir und drehte es um, aber ich konnte immer noch nichts lesen. Da sagte Hermann lachend, das sei ein griechisches Buch. Und ein anderes Buch zeigte er mir, in dem sah es erst recht sonderbar aus. Da waren Buchstaben, die sahen aus wie Baumwurzeln und wie die Hörner von Ochsen. Das war eine hebräische Bibel. Gottlob, dachte ich damals, daß ich ein Glaser und kein Pfarrer werden will.

Aber ich ging doch gern in die Konfirmandenstunde; denn mein junger Geist vernahm da so vieles, das ihn weit und froh machte und mit heiligen Idealen füllte. Pfarrer Weber war keiner von den Erziehern, die dem Kinde die Religionsstunde zu einer Stunde der Qual und der Langeweile machen, die Begriffe spalten, lange, unverstandene Sätze auswendiglernen lassen und blutlose Schatten an dem jungen Geiste vorübergleiten lassen, sondern die Religion war ihm Leben und Wirklichkeit, und vor diese Wirklichkeit stellte er uns hin. Wir brauchten nicht herunterzuleiern: Gott ist Geist, Gott ist Licht, Gott ist Leben, aber wir lasen Psalmen und Gleichnisse, wir wanderten mit Jesus durch das Land, wir standen mit ihm auf dem Berge und am Ufer des Sees Genezareth, wir betraten mit ihm die alte Königstadt Jerusalem, wir lasen seine Bergpredigt und viele andere Bibelstellen, und aus diesen herrlichen Zeugnissen wuchs uns Gott empor und trat uns näher. Alles wurde uns durch Bilder aus dem Leben, durch Beispiele aus der Vergangenheit und Gegenwart angeeignet. Wir hörten von dem Glaubensleben der früheren Zeit, wie die Pfälzer in der schlimmen Zeit des dreißigjährigen Krieges und dann im 18. Jahrhundert, in der Zeit der Religionsbedrückung, standhaft an ihrem Glauben festgehalten haben, und da lebte in uns der Entschluß auf, es ihnen gleichzutun. Wie wir Gottes Willen im Leben erfüllen, wie wir uns vor der Sünde hüten sollten, das wurde uns eingehend an das Herz gelegt. Manches schöne Gotteslied, das ich mir jetzt manchmal in schlafloser Nacht hersage, habe ich damals auswendig gelernt.

Wenn die Konfirmandenstunde zu Ende war, blieb ich oft bei Hermann Weber, mit dem ich damals Freundschaft geschlossen hatte. Wir spielten im Pfarrgarten, oder Hermann zeigte mir die interessanten Sachen, die sein älterer Bruder, der Schiffsarzt gewesen war, aus Indien und Ceylon mitgebracht hatte.

So ging die Zeit des Konfirmandenunterrichts rasch dahin. Wir freuten uns, daß der Konfirmationstag, der zweite Pfingsttag, immer näher rückte und ahnten nicht, daß dieser Tag unsere Kindheit beschloß und daß die meisten von uns nach diesem Tage sofort in das rauhe Arbeitsleben hinausgestoßen werden sollten. So gern ich zur Schule ging, so war ich doch voll glücklicher Erwartung, wenn ich daran dachte, daß ich nun bald in die Glaserwerkstatt kommen würde. Es war mein fester Entschluß, das Handwerk gründlich zu lernen und dann als Geselle in die weite Welt zu wandern.

Marie Lippert, die mit mir konfirmiert werden sollte, erwartete von der Zukunft andere Freuden.

„Ach,“ sagte sie eines Tages, als wir miteinander von Marienthal nach Hause gingen, „das schwarze Konfirmationskleid trage ich nicht lange. Das fiele mir gerade ein, wie eine alte Frau umherzugehen. Ich kriege jetzt ein Rosakleid mit weißen Spitzen daran und dann gehe ich auf alle Kirchweihen im ganzen Lande tanzen. Auf den Alzeher Sommermarkt bin ich schon von einem Kaufmann, der meinem Vater Seife verkauft, eingeladen.“

„Aber, Marie,“ wagte ich schüchtern zu sagen, „ich meine, du solltest jetzt doch an andere Sachen denken. Meine Mutter hat gestern erst gesagt, sie habe noch nie in ihrem Leben getanzt.“

Da lachte Marie und sagte: „Ach, deine Mutter ist eine altmodische Frau. Die versteht nur zu schaffen und zu sparen. Guck, Peter, ich kann jetzt auch Polka tanzen.“

Und das leichtsinnige Mädchen bewegte sich über die Landstraße im Tanzschritte und sang dabei: „Polka hin, Polka her, Polka, Polka tanz ich gern, aber nur mit feinen Herren. Haben sie keine Handschuh' an, ich nicht Polka tanzen kann.“ —

Den ganzen Winter hindurch hatte ich meine Musikübungen fortgesetzt. Jetzt, da ich Konfirmand war, blies ich auf der Trompete auch Choräle. Freilich meiner Mutter ist die Musik zu viel geworden, sie mußte mir oft Ruhe gebieten, weil ihr sonst, wie sie sagte, der Kopf platzen würde. Gottfried Keiper war in diesem Winter nicht zu Hause, er war Mitglied eines Theaterorchesters in Straßburg und spielte sich immer mehr auf den noblen Herrn hinaus.

Kurz vor Ostern sollte ich zum erstenmal kennen lernen, was es heißt, im Leben enttäuscht werden. Es war im März, da ging der Vater mit mir nach Kirchheimbolanden, um bei dem Glasermeister Kilp wegen einer Lehrstelle für mich anzufragen. Der Meister machte, als der Vater sein Begehrt vorgebracht hatte, ein nachdenkliches Gesicht, schob die Brille auf die Stirn und sagte: „Ja, Wiltinger, ich kann jetzt keinen Lehrbuben brauchen, das Geschäft geht zu schlecht, es wird wenig gebaut. Aber vielleicht fragt Ihr nach der Heuernte noch einmal nach, es kann sein, daß ich dann mehr zu tun habe und Euren Peter nehmen kann.“

Dieser Bescheid stimmte mich sehr traurig. Ich hatte mit aller Sicherheit gehofft, von Meister Kilp angenommen zu werden, nun war meine Hoffnung in nichts zerronnen. Wie stolz wäre ich gewesen, wenn ich zu Hause meinen Kameraden hätte sagen können: Ich komme jetzt nach Kirchheimbolanden und lerne Glaser bei dem Herrn Kilp. Die anderen, die mit mir zur Konfirmandenstunde gingen, hatten, soweit sie ein Handwerk lernen sollten, schon alle Stellen, ich wußte nicht, wohin.

Wir sagten dem Meister Adieu, besorgten noch einige Geschäfte in der Stadt und gingen dann wieder heimwärts. Ein heftiger Wind wehte über die kahlen Felder. Keiner von uns sprach ein Wort, aber draußen vor der Stadt konnte ich nicht länger an mich halten, ich weinte laut. Die Tränen füllten derart meine Augen, daß ich nichts mehr sehen und auch nicht weiter gehen konnte. Ich setzte mich auf einen Meilenstein am Wege und weinte weiter. Der Vater suchte mich zu beruhigen. Das gelang ihm erst, als er mir sagte, er wolle in Rodenhäusen bei dem Glasermeister Kantner wegen einer Lehrstelle für mich anfragen.

Als am nächsten Tage Nathan Silberschmidt durch Ruppertsecken ging, hielt ihn der Vater, der oft mit ihm Geschäfte machte, an und fragte, ob bei Kantner möglicherweise eine Stelle frei sei. Der Handelsmann machte ein sehr erstauntes

Gesicht und sagte dann: „Zu dem willst du deinen Peter tun. Der Kantner hat sieben Kinder, von denen das älteste zehn Jahre alt ist. Da kann dein Peter den ganzen Tag, wenn die Frau des Meisters im Felde arbeitet, die Kinder hüten, ihnen die schmutzigen Nasen abwaschen, und wenn eins von ihnen einmal hinsfällt, so kriegt er abends seinen Buckel voll Schläge. Das einzige, was er sonst noch schaffen muß, ist, daß er für die Weizen grasen muß. Das kann er aber auch bei dir daheim. Wenn er dann seine drei Jahre herum hat, so versteht er vom Glasergeschäft so viel wie ich und kann bei keinem ordentlichen Meister ankommen.“

So war es auch mit dieser Aussicht nichts. Tagelang ging ich wie geschlagen umher, bis mein Vater zu mir sagte: „Peter, laß den Kopf nicht hängen. Du kannst zunächst noch bei uns bleiben und mir im Felde helfen, bis wir im Herbst eine Lehrstelle für dich finden.“ Als meine Mutter mir sagte, sie sei froh, daß sie mich, ihren Jüngsten, einstweilen noch im Hause behalten könne, da gab ich mich zufrieden.

Wie schön war es doch früher, daß man die Konfirmation an Pfingsten vornahm. Jetzt ist es anders geworden. Ueberall, auch in der Pfalz, konfirmiert man in der Osterzeit, weil die Schulzeit jetzt früher abschließt. Aber unsere Väter und Großväter sind alle am zweiten Pfingsttage konfirmiert worden, und es tut mir leid, daß das nicht mehr so ist. Wie ist es in meiner Heimat immer an diesem Feste so schön. Die Bäume prangen im ersten frischen Grün, oft sind noch weiße und rote Blüten zu finden. Wenn in der Nacht ein leichter Regen fällt, welch herrlicher Duft erfüllt da am nächsten Morgen das Land. Wenn der leise Wind weht, so biegen sich leicht die grünen Halme des Getreides. Durch die Täler rinnen und murmeln die klaren Bäche, tief hängen die Zweige von den Bäumen hernieder, die am Rande der Bäche stehen. Im Walde ruft der Kuckuck, singt die Drossel, blüht das Mai-glöckchen. Fällt Pfingsten spät, so blühen in den Gärten schon die Rosen und nicken über die Zäune herüber auf die Straße. Manchmal steht dann schon eine dunkle Wolkenwand am Himmel, es zuckt auch der Blitz, aber es ist das zumeist nur ein harmloses Wetterleuchten, schwere Wetter gibt es in dieser Zeit noch nicht. Das ist die Zeit, in der man singen mag: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den scheidt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Tal, in Wald und Feld. Das ist auch die Zeit, in der man die Konfirmationsfeier vornehmen sollte, diese Feier voller Weihe, Freude und Ernst, die auf jeden guten Menschen einen so tiefen Eindruck macht, daß auch der ganz Alte des fernsten Tages noch gedenkt, da er vor dem Altare gekniet hat.

In den letzten Tagen vor der Feier umkleideten wir Kinder die Kirche außen und innen mit frischem Grün. Wald und Garten boten uns ja ihre Fülle. Rechts und links von der Eingangstür standen Maien; Kanzel, Empore und Altar waren mit Blumenschmuck überdeckt. Die Erinnerung des Menschen haftet oft an ganz bestimmten Außerlichkeiten. Wenn ich jetzt im Frühling oder im Sommer in eine mit Grün geschmückte Kirche komme und den frischen Duft einatme, so steigt mir sofort der Tag meiner Konfirmation wieder herauf.

Als wir an dem feierlichen Tage morgens den Berg hinunter nach Marienthal gingen, war der Himmel etwas bedeckt, aber kein Lüftchen regte sich, die Vögel jubelten von den Zweigen. Das Dorf Ruppertsecken sah so feierlich aus, wie ich es nie gesehen habe. Kein Wagengerassel, kein Räderknarren war zu hören, selbst das Vieh in den Ställen schien verstummt zu sein. Als wir die letzten Häuser hinter uns ge-

lassen hatten, läutete es in Marienthal zum erstenmal. Viele festlich gekleidete Menschen gingen die Straße hinunter. Die Männer, namentlich die älteren unter ihnen, trugen den langen, blauen Kirchenrock, den man früher in dem ganzen Bezirke der alten Kurpfalz, rechts und links des Rheines, finden konnte, die Frauen trugen schwarze Jacke, schwarzen Rock und schwarzes Kopftuch. Hüte mit Federn und Blumen waren damals in meiner Heimat noch nicht in der Mode. Vor ihren Angehörigen her schritten die Konfirmanden. Die Knaben trugen das Gesangbuch in der linken Hand, die Mädchen hatten über es ein mit weißen Spitzen umsäumtes Taschentuch gelegt und faßten es mit beiden Händen an. Ich wüßte nicht, was die Seele feierlicher stimmen könnte, als wenn man sieht, wie Konfirmanden beim Klang der Glocken, begleitet von ihren Angehörigen, durch das im Glanz des Frühlings liegende Land zum Gotteshause gehen. Das ist eine schöne Wanderung, die die Seele des empfänglichen Menschen später noch mit Feierstimmung und innerer Ruhe erfüllt, wenn er Wege gehen muß, die wahrlich ganz anders sind.

Unsere Angehörigen betraten vor uns die Kirche, wir Konfirmanden versammelten uns im Pfarrhause. Dort hatte sich auch schon der Kirchenvorstand eingefunden. Nach alter, reformierter Sitte tragen in meiner Heimat die Kirchenvorsteher die zum heiligen Abendmahl benötigten Gefäße, sowie Brot und Wein in die Kirche. Das sieht recht erheben aus, wenn die alten, oft von schwerer Arbeit steif gewordenen und weißhaarigen Männer die mit weißen Tüchern überdeckten heiligen Gefäße in das Gotteshaus bringen und auf den Altar niedersehen. So schritten sie uns auch diesmal voran, dann kam der Pfarrer, hierauf kamen wir Kinder, zu zweien geordnet. Vom Turm läuteten alle Glocken, die Sonne war mittlerweile durch die Dunsthülle hindurchgedrungen. Auf dem kurzen Wege zur Kirche wurden wir von Kindern und Erwachsenen, die nicht zur Kirche gehen konnten, lautlos betrachtet, dann hörten wir die Orgel brausen und traten in die mit Menschen über und über gefüllte Kirche ein.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Den Gliedern der evangelischen Gemeinden zu Gießen ist es gewiß erwünscht, jetzt schon zu erfahren, wann die Abendmahlsfeiern stattfinden, die regelmäßig am Ende der Passionszeit gehalten werden. Es kommen folgende Termine für die beiden Kirchen in Betracht: Palmsonntag im Abendgottesdienst, Gründonnerstag, abends 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, und Karfreitag im Anschluß an den Vormittagsgottesdienst. Da sich zu diesen Abendmahlsfeiern viele Teilnehmer einfinden, so ist, damit der Gottesdienst nicht zu sehr in die Länge gezogen wird, erwünscht, daß immer eine größere Anzahl von Teilnehmern gleichzeitig an den Altar herantritt.

Die Kirchenbesucher der Johanneskirche haben namentlich im Winter oft die Wahrnehmung gemacht, daß in dem Gotteshause eine empfindliche Zugluft herrschte. Man hat die Ursache nun entdeckt, die einzelnen kleinen Scheiben der Kirchenfenster sind mit Blei eingefast, und diese Einfassung ist an vielen Stellen undicht geworden. Die Ausbesserung findet gegenwärtig statt, so daß dem Uebelstande in ganz kurzer Zeit abgeholfen sein wird.

Selbstanzeige.

Im Verlage von August Füllmann in Birkenfeld an der Nahe lasse ich soeben ein Buch in die Welt hinausgehen, das

den Titel trägt „Geschichten aus der Pfalz und ihrer Nachbarschaft“. Den Inhalt bilden die vier Erzählungen: 1. Die Stimme des Gewissens, 2. Aus unruhiger Zeit, 3. Ein treues Herz, 4. Als die blauen Bohnen pffifen. Alle mit Ausnahme der dritten Erzählung, die bereits im Hessischen Landkalender, Jahrgang 1910, zu lesen war, sind in den früheren Jahrgängen des „Sonntagsgrußes“ erschienen. Das Buch, das eine Mark kostet und 152 Seiten umfaßt, ist in allen Buchhandlungen zu haben. Jedweden Menschen, der „Seelenanalysen“ sucht, Charaktere „mit unerbittlicher Konsequenz“ geschildert haben will und von einer Erzählung verlangt, daß sie Weltanschauungsfragen und moderne Probleme behandelt, warne ich dringend vor Ankauf meines Buches. Wer jedoch Liebe zu deutschem Land und deutschen Leuten, wer Interesse dafür hat, wie die großen Weltbegebenheiten in das Leben schlichter Leute hineinragen, wer Bücher liebt, die nur erzählen und nicht reflektieren wollen, der kommt vielleicht bei meinen „Geschichten aus der Pfalz und ihrer Nachbarschaft“ auf seine Rechnung.

Als ich diese Geschichten schrieb, dachte ich an stille, besinnliche Leute in Stadt und Land, an Alte und Junge, die deutsche Geschichte und deutsches Volkstum schätzen und gern einmal mit mir von Mainz über den großen Sand nach Gonsenheim, von da durch die schöne Pfalz nach Kreuznach und von hier über die Wasserscheide der Nahe und der Saar nach den mit Blut gedüngten Schlachtfeldern bei Metz gehen, um sich dabei zu vergegenwärtigen, was unsere Väter in altvergangenen Tagen und auch noch in der Zeit, die vielen der heutigen Generation in lebendiger Erinnerung ist, erfahren und erlitten haben, damit wir frei und sicher wohnen können.

Bechtolsheimer.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 15. März, Okuli.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Professor D. Schian.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.

Pfarrer D. Schlosser.

Abends 6 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde.

Dienstag, den 17. März, nachmittags 4 Uhr, im Matthäusaal: Frauenmissionsverein.

Mittwoch, den 18. März, abends 6 Uhr, 4. Passionsandacht. Pfarrer D. Schlosser.

Mittwoch, den 18. März, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Markusgemeinde.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.

Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 6 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Abends 1 $\frac{1}{2}$ 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

Freitag, den 20. März, nachmittags 4 Uhr: Frauenmissionsverein der Lukasgemeinde.

Ich bin befreit

von allen Hautunreinigkeiten und Hautausschlägen, wie Büttchen, Finnen, Pickel, Hautröte usw. durch lägl. Gebrauch der echten

Stechenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. 2 Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter
Gießen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15⁰/₀ bis 20⁰/₀
Reparaturen billigst

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Eingelmebel.
Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

Frd. Teipel

16 Markt 16

empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stückereien :: Spitzen
Einsätze :: Borden
Futter :: Knöpfe etc.
sowie alle einschlägigen Artikel
in großer Auswahl.
Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Für die Konfirmation

empfehle alle Arten
Kleiderstoffe, schwarz und farbig
nebst passenden Besätzen zu reellen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

C. Stöver, Gießen
Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Musikalien
Musikinstrumente
Ernst Challier, Gießen
Rudolph's Platz.
Neuenweg 9 Telephon 671

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligt

Kränze und Bufetts

in allen Preislagen :
bei schnellster Lieferung
reichliche Auswahl

Gärtnerei Wittmann
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

FRITZ NOWACK
Ausstattungs-Geschäft und Wäsche-Fabrik.
Konfirmanden-Wäsche

wie
Taghemden Nachthemden Prinzeßröcke
Beinkleider Stickereiröcke Untertaillen
in enormer Auswahl.
Besondere Angebote in Konfirmanden-Taschentüchern,
Korsetten und Glacé-Handschuhen

Gesang- bücher

in reicher
Auswahl

bei

Ernst Balser
Mäusburg 11.

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Ausfeuer-Artikel
Reiße

außergewöhnlich billig
Etagengeschäft. Geringe Unkosten
Semeinlichlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

C. Leisler Ww.
Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
Lieferung ganzer Ausstattungen
:: sowie Einzel-Möbel ::
Eigene Polster-Werkstätte

Geschw. Holberg Nachf.
empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Hof-Möbel-Fabrik Th. Brück

Gießen, Ecke Schloßgasse-
:: Kanzleiberg-Brandplatz ::
Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens
Begründet 1808 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen
D. G. M. Nr. 420 684/85
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Phoenix-Nähmaschine.

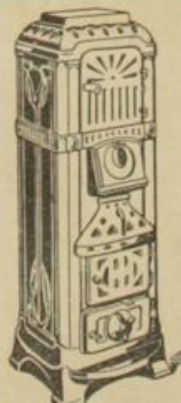
Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

CARL LUDWIG LEIB
KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103



Amerikanische, irische Regulier- u. Koch-Oefen

alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile

Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
transportable Kesselöfen, Kohlen-
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
sowie sämliche Haus- u. Küchenartikel
empfiehlt

Edgar Borrmann, Gießen
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 11.

Bießen, Sonntag Vätare, 22. März 1914.

3. Jahrgang.

Ewiges Leben.

Evangelium nach Johannes, Kap. 6, Vers 47: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.

Ewiges Leben, das war einst das Ziel aller religiösen Sehnsucht. Der reiche Jüngling z. B. tritt Jesus mit der brennenden Frage entgegen: „Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben gewinne?“ Und diese Frage, sie geht durch die Jahrhunderte der christlichen Geschichte hindurch. Tausende und Abertausende von wahrheitsuchenden Gemütern haben sie in ihrer ganzen Wucht empfunden als die Kardinalfrage ihres Lebens.

Heute steht diese Frage lange nicht mehr so wie einst im Vordergrund des Interesses. Andere Dinge sind es, die die Seelen der Zeitgenossen viel mehr bewegen. Was muß ich tun, um zu Ansehen, zu Macht und Einfluß, zu Genuß und Freude zu gelangen, so hallt es uns von ihren Lippen entgegen.

Aber kann das gut sein für unser Volk, wenn es aufgeht im Irdischen, Materiellen? Wie sagt doch Jesus: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Schon mehren sich denn auch von allen Seiten die Stimmen, die über die ungeheure Verarmung und Verödung klagen, die der Materialismus auf dem Gebiet des seelischen Lebens in unsern Tagen hervorgerufen hat. Ja selbst auf sozialistischer Seite erklingen einsame Stimmen, Stimmen wie die von Predigern in der Wüste, die einer Rückkehr zur religiösen Auffassung des Lebens das Wort reden.

Aber so sagt man vielleicht trotzdem: Kann denn ein Ideal wie das des ewigen Lebens je wieder das bestimmende und richtunggebende für unsere Zeit werden? Ist nicht ewiges Leben ein allzu jenseitiges, ist es nicht etwas, das allenfalls dem hoffnungslos Kranken, dem Sterbenden als ein tröstlich' Licht leuchten mag in der Nacht des Lebens, das aber für den Schaffenden, der mitten drin steht im brausenden Leben der Gegenwart, gar wenig zu sagen hat?

Doch das wäre falsch geurteilt. Ewiges Leben ist nicht nur das jenseitige Leben. Es ist etwas unmittelbar Gegenwärtiges, schon hier Erlebbares. Wer an mich glaubt, so sagt der Meister, der hat das ewige Leben. Mit andern Worten, wer sich Jesus anschließt, wer eintritt in die große Schar

der Kämpfer, die mit ihm ringen wollen um Gottvertrauen, Herzensreinheit, Liebe, der ist auf dem Wege zum ewigen Leben. Der reißt, je inniger er „glaubt“, d. h. je tiefer er in Jesu Geist hineinwächst, immer mehr ewiges, d. h. bleibendes, unvergängliches Leben an sich. So bedeutet also ewiges Leben ein von Christus erfülltes Leben. Jenseitig ist dies Leben nur insoweit, als der Geist für das, was er hienieden begonnen — aber nicht vollendet hat; denn alles Irdische bleibt immer Stückwerk, Unvollkommenheit — bei Gott eine selige Vollendung erhofft.

Gerade das Johannesevangelium hat dieses seine Verständnis des ewigen Lebens als eines schon hienieden vorhandenen höheren Lebens der Seele entwickelt. Es ist weit davon entfernt, es zu betrachten unter dem bloßen Gesichtspunkte des Lohns, der den Frommen einmal erwartet, oder gar unter dem einer Vertröstung, die dem Unglücklichen die Leiden des irdischen Daseins erträglicher machen soll.

Ist dem aber so, ist ewiges Leben soviel wie Leben mit Jesus aus Gott und in Gott, ist es all' das, was unsere Seele gerade auch im schaffenden und tätigen Leben notwendig braucht, wer wollte dann nicht gern in der alten Frage: „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben gewinne“ auch seine Lebensfrage erkennen, und wer wollte dann nicht gerne den einfachen Weg unseres Johanneswortes gehen, um das ewige Leben zu finden? h. h.

Unser Passionsweg.

Scheu nicht den Weg, den du mußt gehen,
da die Verheißung mit dir geht:
Es wird dir treu zur Seite stehen
der Ausgesonderten Gebet!

Der Gleichgeführten, die seit Jahren
des Kreuzes Weg gegangen sind,
und haben's alle gleich erfahren,
wie Gott doch selig führt sein Kind.

Sie ließen alle auf dem Pfade
ein Schutzgebet für alle stehn,
die willig, von derselben Gnade
geschickt, dieselbe Straße gehn.

Bensheim a. d. B.

K. E. Knodt.

Moderne Unkultur.

1. Der unausrottbare Aberglaube.

Man sollte es nicht für möglich halten, wie vertrauensselig manche Menschen sind. Sie schenken Leuten Glauben, die sie noch nie im Leben gesehen haben, gehen auf die plumpsten Schwindeleien mit einem Ernst und einer Ueberzeugung ein, die einer besseren Sache würdig wären, und sind am Ende gar noch erstaunt, wenn sie sich gründlich übers Ohr gehauen sehen. Da kommt irgend ein hergelaufenes Individuum, zeigt großes Interesse für jemand, und der „jemand“, der vielleicht gegen jeden anständigen Menschen Mißtrauen hegt, läßt sich fangen, beschwindeln, bestehlen. Die Zigeuner sind bekannt als Betrüger ersten Grades, wohin sie kommen, hat man ein wachsames Auge auf sie. Besonders die Zigeunerweiber sind verrufen, aber merkwürdigerweise gelingt es ihnen immer wieder, ihr unsauberes Handwerk zu üben. Sie wissen, daß in dem weiblichen Geschlecht die Neugier wohnt, sie wissen, welche Personen für ihre Gaukelei die besten Objekte sind, sie wissen auch, daß es . . . gewisse Leute gibt, die nicht alle werden! So finden sie denn auch immer wieder Unverständige, die mit einer staunenswerten Vertrauensseligkeit der „Wahrsagerin“ Ringe, gespärtes Geld, ja alle Habseligkeiten übergeben, in der Hoffnung, daß nun alles gut werde, und in der Gewißheit, daß sie ja alles wieder erhalten. Um einen „Blick in die Zukunft“ tun zu können, lassen sich Frauen und Mädchen aus dem Kaffeegrund weisagen, d. h. das dumme Zeug vorschwätzen und geben dann alles, was sie besitzen, hin, um „das Schicksal zu beschwören“. So wurde auch jüngst wieder in Groß-Berlin eine Zigeunerin wegen Betrug zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil sie ein Dienstmädchen durch Schwindeleien betrog. Sie ließ sich von ihrem Opfer neun Mark und brachte das Geld dann auch „reell“ zurück. Zum Dank für die ihr bewiesene Hilfe wollte sie dem Mädchen aus der Hand wahrsagen. Sie kündigte ihm zunächst schwere Krankheit an, die sich allerdings beseitigen lasse, wenn das Mädchen ihr drei Zwanzigmarkstücke und eine goldene Uhr oder einen goldenen Ring gebe. Das geschah natürlich. Alles wurde scheinbar in einen Beutel getan, der bis zum 10. Februar ungeöffnet und versteckt liegen bleiben sollte. In ihrer Neugier oder auch wohl aus Argwohn öffnete das Mädchen den Beutel früher und fand . . . ein Zehnpennigstück darin. Die Festnahme der schwindelhaften Zigeunerin war natürlich sehr schwierig. Aehnliche Schwindeleien sind in Berlin und Umgebung kürzlich durch zwei Berliner Frauen verübt worden. Sie verkauften an Dienstmädchen Spitzen und erboten sich „im Anschluß daran“, ihnen zu weisagen. Dabei erlangten sie verschiedentlich Geldstücke, die sie zu ihrem „Zauber“ brauchten und vorher mit Kreuzen versehen. Goldstücke wurden ihnen zwar nicht ausgehändigt, aber dennoch hat ihnen ihr Treiben etwas eingebracht. Wann endlich werden die Leute so geschickt sein, auf derart plumpen Schwindel nicht mehr hineinzufallen!

2. Uebertriebener Tierschutz.

Es zeugt von einer edlen Gesinnung, wenn der Besitzer eines Haustieres diesem auch den notwendigen Schutz gewährt. Auch den hilflosen Tieren soll der Mensch in der Not beistehen, er soll ihnen die Barmherzigkeit nicht versagen und auch für ihre bescheidenen Dienste dankbar sein. Tierschutzvereine bemühen sich denn auch nach Möglichkeit, die Quälereien vornehmlich der Zugtiere zu beobachten und Strafanzeigen gegen rohe Kutscher und dergl. zu erstatten. Lächerlich dagegen wirkt es, wenn man, wie das in der letzten Zeit vielfach

„Mode“ geworden ist, Hundem ganze Anzüge, Kleider, selbst Schuhe anlegt, damit sie mehr Schutz vor der Witterung haben, oder wenn man ihnen, wie das auf fast jeder Hundeausstellung beobachtet werden kann, Betten zum besseren Wohlgefallen anfertigen läßt. Aber mag immerhin jeder in seinen vier Pfählen seine Hunde wie seinesgleichen behandeln, das geht die Außenwelt schließlich nichts an. Wenn aber in München eine Abordnung von Damen vor dem König erscheint, um ihn zu bitten, das Protektorat über „Asyle“ für kranke Tiere zu übernehmen, die im ganzen Reich gegründet werden sollen, dann ist die Grenze des Vernünftigen überschritten. König Ludwig III. hat nun zwar nicht gelacht, als man ihm die sonderbare Bitte aussprach, sondern er hat eine sehr ernste Antwort gegeben, welche allgemein bekannt zu werden verdient; sie lautete: „Kranke Tiere, meine hochverehrten Damen, tötet man, kranken Menschen aber hilft man. Verwenden Sie Ihr Geld lieber für die armen, kranken und erwerbsunfähigen Menschen, denen Sie nützen, den kranken Katzen, Hunden und Pferden aber nicht. Folgen Sie, meine Damen, und Sie werden ein wohlthätiges Werk tun. Ich bitte Sie, meine Worte zu beherzigen.“

Erst die Menschen, dann die Tiere! Das ist denn doch wohl der Grundsatz wahrer Humanität und wahren Christentums! Wir leiden zunehmend an einer „Humanität am falschen Ort!“

Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Man stelle sich vor, daß unterdessen die Anwesenden dem Toten den letzten Kuß geben, und man hat damit einen Begriff von dem Eindrucksvollen dieser Zeremonie.

Den Beschluß des Ganzen bilden zwei Wünsche aus Priestermund, in die die ganze Trauerversammlung einstimmt (und das heißt bei bedeutenden Persönlichkeiten viele Hunderte von Menschen): „theos sinchorési, Gott vergebe ihm“, und „äonia su i muimi, ewig sei dein Gedächtnis, unser der Seligkeit würdiger und unvergesslicher Bruder!“

Nach Beendigung der kirchlichen Feier geht es hinaus auf den Friedhof, wo die kirchliche Handlung sehr kurz ist. Der Priester wirft mit der Schaufel ein wenig Erde kreuzweise auf den Sarg und spricht „Die Erde ist des Herrn und ihre Fülle, der Erdkreis und was darauf wohnet“. Darauf tut er etwas Oel aus der Lampe und Asche aus dem Rauchfaß ins Grab, und dieses wird geschlossen.

In besonderer Art wurden bis vor etwa 30—35 Jahren alle Bischöfe und Erzbischöfe bestattet, die in ihrer Diözese starben, nämlich sitzend auf ihrem Stuhl in voller Amtstracht, selbstverständlich angebunden. Das habe ich nicht mehr gesehen, doch soll es noch vor einigen Jahren gegen das Verbot der Synode auf Korfu geschehen sein. Ich selbst habe einen Metropolit von Athen mit zu Grabe geleitet. Da muß alles, was in Würden ist, folgen, vom König angefangen.

Daß bei Beerdigungen Geistliche die Rede halten, gehört zu den Seltenheiten. Den Laien ist selbst in der Kirche ein Nachruf zu halten gestattet. Meistens geschieht es am Grabe. Bei Leuten von hervorragender Stellung treten gewöhnlich mehrere Leichenredner auf und oft folgt denselben noch eine Elegie oder mehrere. Rednerisch natürlich begabt, mit einer Sprache ausgerüstet, die, wie die griechische, ihren Kindern einen unermesslichen Wortschatz in den Mund schiebt, melden sich die Griechen gern zu Trauerreden, und zwar aus allen

Ständen und Lebensaltern. Die Reden werden nicht alle geredet, sondern sehr oft gelesen, was natürlich den Eindruck bedeutend abgeschwächt, wegen der vielen Anstöße, die eine schlechte Handschrift verursacht. Der Inhalt ist meistens eine Verherrlichung des Toten, oft in den überschwänglichsten Ausdrücken, vor denen wir statt stehen. Die Zeitungsausschnitte mit solchen Ergüssen habe ich leider verlegt, kann also nur wenig dar bieten, doch das genügt vollkommen zur Charakteristik. Seine Erstlingsleichenrede hält einer in einer großen Kirche Athens, an der Bahre einer „engelgleichen Jungfrau“, er entschuldigt sich wegen der wenigen trockenen Worte, die er vorzubringen habe. „Jung, zu jung bin ich und schwach ist meine Kraft gegenüber so schwerem Leide. Das sehe ich. Doch laßt mich, die ihr das Geleite gebt, laßt mich meine dürftigen Blätter austreuen, und hernach mag die Erde ganz jenen einst so liebreizenden, strahlenden Leib bedecken. Ihr werdet hier nur den einfältigen, prosaischen, ungemachten Seufzer der Freundschaft hören. Es ist hart, sehr hart, härter als der Tod, daß die Jugend stirbt, und sterbend mit sich in die Tiefe des sonnenlosen Grabes so viele Träume, geflügelte Hoffnungen hinabnimmt. Der Tod der Jugend ist ein bitteres Lächeln des Geschicks. Die sterbende Jugend gleicht dem lieblichen Gesange einer süßwitzschenden Lerche, der in seinem Anfang schon durch die Erscheinung eines Habichts unterbrochen wird. Wenn ich jemals im Fleische dem Schöpfer begegnete, würde ich ihn fragen: Welchen Grund, welchen Zweck hat, o Seliger, der Tod der Jugend? Genügt denn nicht die Sehnsucht des Alters nach dem Tode, sein Vertrautwerden mit dem Grabe? Ich habe durchaus nicht die Absicht, hier das Lob der jungfräulichen Tugend unserer heimgegangenen unglücklichen Katharina zu singen. Ein kaum 20jähriges Leben ist der süßeste der Träume. Vielleicht läßt der Tod diesen Traum sich fortsetzen. Ich ehre den Schlaf der Jungfrau, noch mehr den goldbeschwingten Traum des Mädchens. Ich gehe auf den Sehen vorüber. Schlafe selig, geliebte Katharina, träume weiter deinen süßen Traum! Niemand wird ihn mehr stören außer dem Flug der Cherubim um dich her. Du wurdest unter christlichem Dache geboren und erzogen, du lebstest so lange wie eine schönfarbige Rose, unbekümmert um den Sturm, der deine Blätter zerstreuen sollte. Er hat dich müde, deine Blätter welken gemacht, aber nicht völlig wie die der Rose. Du trägst sie dorthin, damit, wenn sie beneiden kommen, die Engel selbst dich beneiden werden. — Zieh hin in Frieden, herbstliche Rose, die du unterlegen bist unter der furchtbaren Erschütterung durch den unseligen Anhauch deiner Geschicke! Zieh hin, zartes Blümlein, damit du im Paradiese dich akklimatisierst. Zieh hin! Dort hast du nichts zu fürchten! Dort wirst du geborgen sein. Du wirst furchtlos blühen und dich entwickeln unter der zarten Pflege himmlischer Engel, die vielleicht zuweilen deinen Duft tragen werden, damit der Schöpfer ihn einatme. Laßt uns sie nicht mehr hier zurückhalten, die geliebte Katharina. Sie gehört uns nicht mehr. Keines anderen Rechts an ihr genießt ihr fortan, Eltern und Brüder, als den des letzten Kusses. Laßt die Jungfrau ihre goldenen Flügel entfalten. Am Grabe erwartet sie der Wagen, nur die Engel sind ungeduldig. Halten wir sie nicht mehr! Zieh hin, geliebtes Mädchen, auf dem Weg des Friedens, auf dem Weg des Glückes, auf dem Weg der Seligkeit! Zieh hin!“

Doch nicht bloß junge Mädchen bekommen so „trockene“ Leichenreden, auch Männern kann das passieren, doch sind im ganzen die für sie bestimmten Leichenreden männlicher und schließen meistens mit einem chäre, „lebe wohl“. Ein Redner,

der sich gern hören und drucken läßt, war Betriebsdirektor der Eisenbahn Athen—Piräus. Er trug den Namen des letzten alten Griechen, Philipomen, und hatte offenbar trotz des unablässigen Verkehrs der Süge noch Zeit zu solchen Ergüssen. Etwas noch Maßvolles von ihm sind seine letzten Worte an dem Grabe nicht gerade des größten griechischen Dichters: „Und nun, erhabene, veilsenbekränzte Gipfel der hellenischen Gebirge neigt auch ihr euer hohes Haupt und drückt auch ihr den letzten Kuß auf die unsterbliche Lippe des verherrlichten Dichters unseres Landes und hüllt seine geheiligten Glieder ein mit dem Grafe, mit der Myrte, mit dem Lorbeer, die den Hals und den unsterblichen Busen unserer Mutter bedecken.“ Die direkte Anrede an den Verstorbenen ist allgemein gebräuchlich. In manchen Reden wird ihm aufgetragen, Grüße an Familienglieder, verstorbene politische Parteigenossen usw. auszurichten. Manchem Redner möchte man zurufen: „Halt ein, du rasest, die große Kunst macht dich rasend!“ Und in der Tat ist es die vorwiegende Beschäftigung mit der Sprache, zumal derjenigen vergangener größerer Zeiten, welche den Griechen mit einem Vorrat von Wörtern, namentlich eigenartigen und interessanten Wortzusammenstellungen versieht, den er gern glänzen läßt. Selbst Schulkinder lassen nach der Seite hin Fremden gegenüber ihr Licht gern leuchten. (Fortsetzung folgt.)

Vorsicht vor Sektierern!

In der vorigen Woche hat ein unbekannter Mann — augenscheinlich ein Bauersmann aus der Umgebung von Gießen — nach der Konfirmandenstunde an Konfirmandinnen der Johannesgemeinde Blättchen ausgeteilt, die Kinder nach ihren Adressen gefragt und ihnen gesagt, „es sei ja doch einerlei, was man sei“. Damit wollte er wohl sagen, es sei einerlei, welcher Kirche oder religiösen Gemeinschaft man angehöre. Die Kinder brachten die Blättchen ihrem Pfarrer und teilten ihm mit, daß sie dem unbekanntem Manne nachgegangen seien und dabei beobachtet hätten, daß er in das Versammlungshaus der Baptisten gegangen sei.

Augenscheinlich liegt hier der Versuch einer Sekte vor, Konfirmanden in ihre Netze zu ziehen. Welcher Sekte der unbekanntem Mann angehört, kann einstweilen mit Bestimmtheit nicht festgestellt werden. Aus dem Umstand, daß er in das Baptistenhaus gegangen ist, kann man nicht ohne weiteres den Schluß ziehen, daß er selber Baptist ist, wiewohl diese Vermutung nahe liegt. Es ist anzunehmen, daß dieser Mann nur den ersten Versuch gemacht hat und daß der zweite, der Besuch der Kinder in ihren Elternhäusern und die Einladung, an einer sektiererischen Versammlung teilzunehmen, später von einem Helfershelfer unternommen werden sollte. Da die Kinder ihre Adressen nicht angegeben haben, so wird dieser zweite Schritt ja vorläufig unterbleiben müssen.

Dieser Vorfall zeigt wieder einmal deutlich das unschöne Verhalten, das Sektierer oft an den Tag legen. Die evangelische Landeskirche, die viele Millionen ernster Christen umfaßt und nun seit vier Jahrhunderten Geschlecht um Geschlecht heraufführt zum Lichte, wird von ihnen bekämpft, indem sie wankelmütige Menschen zum Austritt aus der Kirche zu bereden suchen, vielfach werden die Austrittserklärungen von den Sektierern geschrieben und dann den von ihnen Betörten zur Unterschrift vorgelegt. Der Zorn der Sektierer richtet sich oft gegen die Pfarrer, und sie verunglimpfen sie mitunter, wenn sie glauben, das ungestraft tun zu können. Dabei scheuen sie sich nicht, Menschen, die absolut von ihnen nichts wissen wollen, in dreierlei Art zu belästigen. Oft hat

man die Erfahrung gemacht, daß jemand, der sich aus Gutmütigkeit einmal mit Sektierern in die Diskussion eingelassen hat, fort und fort von ihnen behelligt wird.

Wenn jemand Erwachsene gegen ihren Willen zu einer Sekte hinüberzuziehen sucht, so ist das ganz gewiß nicht schön, immerhin kann ein Erwachsener sich wehren und kann lästige Elemente abschütteln. Wer jedoch auf Kinder in dieser Art einzuwirken sucht, handelt direkt verwerflich. Wenn Eltern ihre Kinder in die Konfirmandenstunde schicken, so geben sie damit kund, daß sie ihre Kinder für die Landeskirche erzogen haben wollen. Gerade in der Konfirmandenzeit besteht ein besonders inniges Verhältnis zwischen dem Seelsorger und den ihm anvertrauten Kindern. Die Gießener Pfarrer können in dieser Beziehung viel Erfreuliches erleben. Wenn aber ein fremder Mensch sich an Konfirmanden herandrängt, so tastet er mit plumpen Händen ein Vertrauensverhältnis an. Das Urteil über ein derartiges Vorgehen steht in den Kreisen derer, die christlich und ohne Voreingenommenheit denken, fest.

Sollte der unbekannte Mann seine Versuche, sich an Konfirmanden heranzudrängen, erneuern, so empfiehlt es sich, daß die Kinder durch einen Schutzmann oder durch den nächsten, ihnen erreichbaren Erwachsenen den Namen des sonderbaren Blattverteilers feststellen. Die Eltern werden ihn dann darüber belehren, wie sie über seine Versuche, auf ihre Kinder einzuwirken, denken.

Räuberleben in Oberhessen vor 100 Jahren.

Auch in unseren Tagen gibt es noch viele Menschen, die das Lob der „guten, alten“ Zeit singen. Früher, so sagen sie, war alles besser als jetzt, die Menschen waren treuer und beständiger, man konnte leichter Geld verdienen, die Verhältnisse begünstigten viel mehr das Vorwärtkommen des Einzelnen, als das in der Gegenwart möglich ist. Heute ist die Welt so laut und unruhig geworden, Treue und Glauben herrschen nicht mehr, die Traulichkeit und Gemütlichkeit des Lebens der alten Tage ist dahingeschwunden.

Wer die Geschichte kennt und sie nicht nur aus den Lehrbüchern der Schule kennt, weiß, daß kein Anlaß zu solchen Erwägungen vorhanden ist. Die alte Zeit war rauh und wild, und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts herrschten in Deutschland Zustände, die sehr übel waren. Heute haben wir Ruhe und Sicherheit im Lande. Wenn es auch Menschen gibt — und die gibt es auch heute noch in großer Zahl —, die sich gegen die Gesetze vergehen und das Leben und das Gut der anderen antasten, so werden sie doch in der Regel rasch ermittelt, und die Furcht vor Strafe schreckt doch sehr viele vor verbrecherischen Taten zurück. Unsere Urgroßväter lebten jedoch in fortwährender Angst und Unruhe vor Räubern, Dieben und Wegelagerern. Um das Jahr 1800 war die Unsicherheit in Deutschland entsetzlich groß. Die fortwährenden Kriagsunruhen, das Hin- und Herziehen der Heere, die bald siegreich waren, bald sich geschlagen und in Unordnung auf den Straßen dahinwälzten, ließen das Räuberunwesen von Jahr zu Jahr mehr zu einer schrecklichen Landplage werden. Dazu kam die Zerplitterung des deutschen Landes in eine Anzahl kleiner Staatsgebilde, die nie miteinander harmonierten und nie zu gemeinsamem Handeln zu bringen waren. Besonders schlimm waren die Zustände im westlichen Deutschland. Auf beiden Seiten des Rheins, von der holländischen Grenze bis zur Nahe und bis zum Neckar gab es viele Räuberbanden, die mit der unerhörtesten Frechheit zu Werke gingen. In der Regel galten ihre Angriffe einzeln stehenden Gebäuden, namentlich Hofgütern und Mühlen, aber die Ver-

brecher schreckten auch nicht davor zurück, in die Dörfer einzudringen und vermögende Einwohner auszurauben. Bekannt ist ja in ganz Deutschland der Schinderhannes. So wurde der Räuber Johannes Bückler, geboren 1778 zu Miehlen in Nassau, genannt, weil er in seiner Jugend bei einem Wafenmeister (Schinder) in der Lehre gewesen war. Mit seiner Bande machte er den ganzen Hunsrück und das benachbarte Gebiet mehrere Jahre hindurch unsicher, bis man ihn bei Limburg aufgriff und 1803 mit 19 seiner Spießgesellen in Mainz hinrichtete.

Aber auch Oberhessen hatte damals und noch ein Jahrzehnt länger unter einer furchtbaren Räuberplage zu leiden. Man unterschied um das Jahr 1810 eine Wetterauer und eine Vogelsberger Räuberbande. Erst im Jahre 1812 gelang es, dieses Unwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Viele von den Räubern wurden hingerichtet, viele brachen auch aus ihren Gefängnissen wieder aus, insonderheit das Gießener „Stockhaus“ scheint nicht allzu fest gewesen zu sein; denn es gelang vielen darin eingesperrten Uebeltätern, durch die Mauern hindurch und über das Dach hinüber die goldene Freiheit wieder zu gewinnen.

Von den Untaten dieser Räuber, so weit sie in dem der Stadt Gießen benachbarten Bezirke geschehen sind, soll hier die Rede sein. Auffallend ist, daß die Stadt Gießen fast niemals Räuberbesuch bekam. Die Stadt war eben mit Wall und Graben umgeben, man konnte durch die Tore nicht ein- und auspassieren, ohne bemerkt zu werden, das Polizeiwesen war für die damalige Zeit gut organisiert, und die Stadt hatte eine starke Garnison, all dieses mochte die Herren Räuber so nervös machen, daß sie ihre Raubzüge nicht auf den Seltersweg und die Mäusburg ausdehnten.

Um so mehr aber hören wir von Einbrüchen und Diebstählen, die auf dem Lande vorkamen. Auch in Oberhessen hatten es die Räuber auf die einzelnstehenden Gebäude abgesehen. Im Jahre 1809 unternahmen es Diebe, auf dem Wirberg die Glocken zu stehlen. Sie waren durch ein Fenster eingedrungen, hatten hier die Windeisen verbogen und das Blei durchgeschnitten. Aber sie konnten den Glockenraub doch nicht ausführen, entweder brachten sie die Glocken vom Glockenstuhl nicht los, oder sie erkannten, daß das Metall doch zu schwer sei, um es von dem Berge wegzubringen. Unter diesen Umständen hielten sich die Räuber an die Orgel. Sie brachen die Orgelpfeifen ab und verkauften sie hernach an einen Spengler. Wer dieser Käufer war, ist aus den erhaltenen Berichten nicht zu ersehen; er war weder ein Ehrenmann, noch handelte er nach dem Worte der Bibel: Wer mit Dieben teil hat und sagt's nicht an, der hasset sein Leben. Spr. 29, 24. An der Orgel hatte ein Mantel gehangen, der einen Wert von 6 Gulden hatte. Den nahmen die Diebe gleichfalls mit, ebenso rissen sie die Schellchen von dem Klingelbeutel und ließen sie mit sich gehen. Die Orgel mußte mit einem Kostenaufwande von 98 Gulden repariert werden, die Gesamtreparaturen der beschädigten Kirche beliefen sich auf 105 Gulden, das war für diese Zeit eine ansehnliche Summe. Die Räuber wurden nicht ermittelt. Der Tat verdächtig war der „Harbacher Hannes“. So lautete der Räubernamen eines Einwohners aus Harbach, dessen eigentlichen Namen wir hier nicht mitteilen wollen, weil möglicherweise noch Träger dieses Namens heute existieren können.

Ebenfalls im Sommer 1809 wurde in die Kirche zu Stangenrod eingebrochen. Wieder wurden die Fenster ausgebrochen, aber auch hier gelang es den Räubern nicht, die Glocken wegzuschaffen. Sie nahmen die heiligen Gefäße mit.

In Stangenrod wie auf dem Wirberg scheinen die Pfarrer vorsichtig gewesen zu sein, sie hatten das Opfergeld nicht in in der Kirche gelassen. Offenbar handelte es sich in beiden Fällen um dieselbe Bande.

Daß diese Räuber für alles Verwendung hatten, zeigt ein Fall, der sich auf der Bachmühle bei Saurombach zutrug. Dort war ein Esel gestohlen und für 20 Gulden verkauft worden.

Gleichfalls im Sommer 1809 — das Räuberunwesen scheint in diesem Jahre am üppigsten in das Kraut geschossen zu sein — wollten zwei Räuber und eine „Räuberin“, genannt „Schandnudels Dorth“, auf einer Mühle bei Oberbreidenbach einige Ferkel stehlen. Sie fanden jedoch in der dunklen Nacht in dem Stalle ein großes Schwein, das sie beinahe umrannte und an dem Ferkeldiebstahl hinderte. So begnügten sie sich mit dem Kessel, den sie dem Waschküchle entnahmen. Kupferne Kessel scheinen bei den oberhessischen Räubern sehr beliebt gewesen zu sein. Aber sie stahlen auch Kleider und nahmen Schafe aus dem Pferche mit. Aus Beuern wird berichtet, daß dort der „Lumpenjoß“ drei Gänse gestohlen habe. Geld fiel den Räubern selten in die Hände. Es war damals eine geldarme Zeit, und was die Leute an barem Vorrat besaßen, bewahrten sie in der Regel so auf, daß es vor Nachforschungen sicher war.

Sämtliche Räuber hatten neben ihren Familiennamen, die ihre nächste Umgebung oft nicht kannte, noch einen unter dem sie bei ihren Spießgesellen bekannt waren und die auch vielfach in den Akten figurieren. So werden genannt der „Schwarze Christel“, der „lange Friedrich“, „Weisbrodts Balsen“ und der „Heidenpeter“. (Schluß folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Ich weiß heute nicht mehr im einzelnen genau, was damals alles im Gotteshause vor sich gegangen ist, aber ich weiß, daß eine feierliche Stimmung mein junges Herz erfüllte. Fromme Gedanken und heilige Entschließungen gingen mir an diesem Frühlingmorgen durch die Seele. Voll von tiefer Ergriffenheit sang ich das Lied mit, das in meiner Heimat seit langer Zeit die Konfirmanden nach der Einsegnung singen, das Lied, dessen erste Strophe lautet: „Gott, welche heilige Stunde, laß sie gesegnet sein, du heiligster, dir wollen wir Herz und Leben weihen.“ Ich weiß heute, daß es schönere und tiefere Konfirmationslieder gibt als dieses, das aus einer Zeit stammt, die rührselig und verstandesmäßig nüchtern zu gleicher Zeit gewesen ist, aber durch jahrelange Einbürgerung ist dieses Lied mehr als einer Generation von Menschen wert geworden, und die Großväter wünschten in meiner Kindheit stets, daß es auch von ihren Enkeln gesungen werde. Bei der Einsegnung wurden die Sprüche verlesen, die der Pfarrer jedem von uns auf den Konfirmandenschein geschrieben hatte. Der meinige stand Psalm 37, 3 und lautete: „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchem wird's zuletzt wohlgehen.“ Das ist ein schöner Spruch, und ich beschloß damals, nach ihm mein Leben einzurichten.

Nach dem eigentlichen Gottesdienste feierten wir das erstemal mit den erwachsenen Gemeindegliedern das heilige Abendmahl. Alte und Junge traten vor den Altar. Es ist mir heute noch immer ein ergreifender Anblick, wenn ich alte Menschen bei dieser heiligen Handlung sehe. Meist kommen sie müden Ganges daher, manch eine alte Frau, deren An-

gesicht welk und runzlich unter dem schwarzen Kopftuch hervorschaut, muß gestützt werden, wenn sie die Stufen zu dem Altare hinangeht. Ach, sie ist ihre siebzig oder fünfund-siebzig Jahre lang über die Acker gegangen, hat gegrast und Getreide mit der Sichel geschnitten, hat Rüben- und Krautpflanzen in den Boden gesteckt, das Vieh besorgt und den Haushalt in Ordnung gehalten, hat zuerst die eigenen Kinder und dann die Enkelkinder großgezogen, wer wird sich da wundern, daß sie nicht mehr so leichtfüßig ist wie damals, da sie mit achtzehn Jahren auf der Kirchweih Walzer tanzte. Mit gebeugtem Rücken kommen die alten Männer. Sie haben manchen Sack Kartoffeln und Getreide auf der Schulter getragen, haben mit abgearbeiteten Händen den Pflug und die Sense gehalten und die Art im Walde geführt, sind in der alten, verkehrtsarmen Zeit meilenweite Wege gegangen, haben mit dem Spaten den schweren Boden umgegraben, sie können nicht so elastisch sein wie ein moderner Jüngling aus der Stadt, der viel Sport treibt. Und alle die Alten haben des Lebens Lasten getragen und seinen Unbestand erfahren. Sie haben ihre Großeltern und Eltern in das Grab sinken sehen, haben die Schollen niederfallen hören auf manchen Sarg, in dem ein Altersgenosse lag, sie haben ihre Existenz gegen andere Menschen zu verteidigen gehabt, haben Sorge zu tragen gehabt, daß die Ackerziele auf den Martinstag zusammenkamen, haben angstvoll nach den Mienen des Arztes gesehen, wenn sie einen Kranken im Hause hatten, und sind unter allen diesen Sorgen wahrlich nicht fröhlicher geworden. Daß das Leben an ihnen nicht spurlos vorübergegangen ist, merkt man daran, daß der Abendmahlskelch, den ihnen der Geistliche reicht, in ihrer Hand zittert. Ihnen ist es Labsal und Erquickung, wenn sie durch das heilige Abendmahl sich die Kräfte des ewigen Lebens aneignen. Aber auch den Jungen, Wagemutigen, Lebenskräftigen ist dieses Sakrament gegeben zur Stärkung des inwendigen Menschen und zur Tröstung des angefochtenen, betrübten Gewissens, und wenn die Kinder das Geheimnis dieser Feier auch noch nicht erfassen, sie ahnen doch, daß hier Göttliches in das Erdenleben hereinragt. —

Zwei Stunden und länger dauerte der ganze Gottesdienst. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Gemeinde den Worten des Geistlichen. Während er sprach, jubelten draußen auf dem Platze, der die Kirche umgibt, die Vögel, und die Zweige der Bäume schlugen, von leisem Windhauche bewegt, gegen die gemalten Scheiben.

Mächtig brauste, nachdem der Segen gesprochen war, die Orgel, und langsam traten wir in das Freie. Hell leuchtete die Sonne herab auf das Land, ein wundervoller Maitag war gekommen. Ueberall vor der Kirche standen Gruppen von Menschen, dann aber lösten diese sich langsam auf und die Kirchenbesucher begaben sich heimwärts. Wir Ruppertsecker gingen den steilen Berg hinan; Leute, die von weither kamen und nach dem Donnersberge gingen, zogen, mit Laub geschmückt und freundlich grüßend, an uns vorüber. Unweit unseres Hauses stand der Nachbar Gerhäuser in Hemdärmeln auf der Straße und sagte zu mir, als ich an ihn herangekommen war: „Peter, das war der hehrste Tag deines Lebens, tue nie etwas, daß du später einmal unter Reuetränen an diesen Tag zurückdenken müßtest!“

Der Nachmittag des Konfirmationstages gehört in der Pfalz nach alter Sitte der weltlichen Lustbarkeit, wenn ich so sagen darf. Da ziehen die Konfirmanden von einem Elternhaus in das andere und werden in jedem mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Da wir acht Konfirmanden waren, so hatten wir acht Häuser zu besuchen. Voran gingen Arm in Arm die

Mädchen, dann kamen wir Jungen, die wir uns in der neuen schwarzen Kleidung und in den neuen Mützen, noch mehr aber in der neuen Würde etwas unbehaglich fühlten. Es ist gut, daß ein Kindermagen noch leistungsfähig ist, sonst hätten wir bei unserem Umzuge wohl schon in dem vierten Hause die uns angebotenen Genüsse dankend ablehnen müssen. Mindestens eine Tasse Kaffee und mindestens ein Stück Kuchen mußte doch in jedem Hause bewältigt werden, sonst hätten wir die Eltern schwer beleidigt. Es gab aber auch einige unter uns, die über dieses Mindestmaß erheblich hinausgingen. Ich erinnere mich, daß einer meiner Kameraden in einem Hause fünf Stücke Zucker in eine Tasse Kaffee tat und dabei sagte: „Ich versüße mir mein Leben.“ Ob er am nächsten Morgen noch von der Süßigkeit des Daseins reden konnte, davon hat er mir nichts gesagt; ich möchte annehmen, daß Leibschrmerzen ihn an das Wort erinnerten: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil.“

Am Abend dieses Tages nahm ich meine Trompete und stieg ganz allein auf den Schloßberg. Ich war im letzten Winter entschieden im Trompetenblasen vorwärts gekommen. Nun blies ich in den milden Abend hinein, was mir das Herz bewegte: „Christus, der ist mein Leben“ — das war die Melodie, nach der wir unser Konfirmationslied gesungen hatten, — aber auch „Ich bete an die Macht der Liebe“, „O heil'ger Geist, kehre bei uns ein“, und was ich sonst noch an passenden Choralmelodien auf meinem Instrumente spielen konnte. Es war ein wundervoller Abend. Eine balsamische Luft ward von den Aekern und von dem Walde her emporgetragen, in dem alten Gemäuer zirpten die Grillen, durch das Allenthal rollte ein Zug, stiller und stiller wurde es im Dorfe. Als der Mond aufgegangen war, blies ich das Lied: „Guter Mond, du gehst so stille an dem Abendhimmel hin.“ Dann, als der Nachtwind stärker und stärker wurde, nahm ich meine Trompete unter den Arm und ging nach Hause, um traumlos und tief in den nächsten Morgen hineinzuschlafen.

6.

Ich war gern in die Schule gegangen, und das Lernen hat mir nie Mühe gemacht, dennoch war ich jetzt froh, der Schule entwachsen zu sein. Als ich nach meiner Konfirmation zum erstenmal wieder morgens um 7 Uhr das Schulglocklein läuten hörte und nun seinem Rufe nicht zu folgen brauchte, da dünkte ich mich schon, ein erwachsener, selbständiger Mann zu sein. Aber ich fand bald, daß das Leben der Arbeit, das jetzt für mich angehoben hatte, doch auch nicht lauter Freiheit und Freude war. Mit dem Vater und dem Bruder Friß ging ich zunächst in den Wald, wo wir Rinden schälten. Frühmorgens um 4 Uhr mußte allemal aufgestanden werden, und wenn wir zu unserem Hofstore hinausgingen, war ich meist noch so müde, daß ich mit den Füßen unsicher hin und her tappte. Es war ja ein schönes Leben im Walde. Die Holzmacher, die mit uns arbeiteten, waren lustige Gesellen und wußten viel Interessantes zu erzählen. Namentlich, wenn sie Geld hatten, waren sie guter Dinge. Einmal hatten sie sich gemeinsam ein Säckchen Bier gekauft und tranken es im Walde bei der heißen Arbeit. Auch der alte Forstwart Greh von dem Forstthause Rotenstein, der so leicht einem Freitrunke nicht aus dem Wege ging, trank mit. Gerade sang die ganze Gesellschaft das Lied „Noch ist Polen nicht verloren“, da rief einer: „Der Oberförster kommt“. Und richtig, man hörte von einem benachbarten Waldwege her den Hufschlag eines Pferdes. Da jammerte Greh einmal um das anderemal: „Ihr Männer, ich komme um mein Brodchen, ich komme um mein Brodchen.“ Aber da der Oberförster zuerst von seinem Pferde absteigen

und dieses an einen Baumstamm binden mußte, bevor er an die Stelle kommen konnte, wo wir arbeiteten, so fand sich Gelegenheit, Saß und Gläser rasch verschwinden zu lassen, und Greh behielt einstweilen noch sein „Brodchen“. Fehlte es somit beim Rindenschälen und Holzmachen nicht an ergötzlichen Zwischenfällen, so war der Arbeitstag doch entsetzlich lang; von morgens 4 bis abends 7, das will bewältigt sein. Als wir mit dieser Arbeit fertig waren, kam die Heuernte. In dieser Zeit wurde mir auch nichts geschenkt. Abends war ich so müde, daß ich mit den Kleidern auf mein Bett sank und mich erst auszog, wenn ich zwei Stunden später wieder erwachte, weil meine Lage — meist lag ich quer über dem Bett — zu unbequem war.

Bald aber merkte ich, daß für mich zu Hause keine Gelegenheit war, etwas Rechtes zu leisten. Als die Heuernte zu Ende war und wir weder im Feld noch im Wald viel zu tun hatten, sagte mein Vater zur Mutter: „Es wäre doch gut gewesen, wenn wir den Peter ein Geschäft hätten lernen lassen.“ Nun fingen wir an, in der ganzen Umgegend bei den Handwerksmeistern anzufragen, ob sie keine Stelle für einen Lehrling hätten. Glasermeister Kilp konnte mich noch immer nicht brauchen. Beinahe wäre ich nach Gau-Grehweiler zu einem Schreinermeister gekommen, aber die Sache zerbrach sich, weil den Eltern das Lehrgeld zu hoch war. Ein andermal standen wir in Verhandlung mit einem Steinmehmeister in Allsenz. In zwei Tagen sollte schon der Lehrvertrag abgeschlossen werden, da machte Dr. Walter aus Rodenhausen einen Strich durch die Rechnung. Als er davon gehört, welchen Beruf ich erwählen wollte, sagte er zu meinem Vater: „Am Himmelswillen, Hannes, laß deinen Buben nicht Steinhauer werden. Das ist ein ungesundes Geschäft. Den feinen Staub einatmen, das kann nicht jeder vertragen. Lieber behalte ihn bei dir zu Hause und laß ihn im Feld und im Wald arbeiten, es gibt ja keine gesündere Luft als hier am Donnersberg.“ Wieder ein andermal hätte ich nach Kaiserslautern zu einem Schneider in die Lehre kommen können, aber dagegen wehrte ich mich mit Händen und Füßen. Woher die törichte Anschauung gekommen ist, weiß ich nicht, jedenfalls hält man in meiner Heimat von einem Geschäfte, zu dem keine besondere Körperkraft nötig ist, nicht viel. Kesselflicker und Siebmacher wäre mancher Junge schon geworden, aber Schneider zu werden, das ging, wie er meinte, gegen seine Ehre. Die Schneider, die es in unseren Dörfern gab, waren in der Tat auch keine Künstler. Bei den Kitteln und Hosen, die sie für die Buben machten, konnte man nie mit völliger Bestimmtheit sagen, was vorn und was hinten sei, und die Kirchenröcke, die sie für die Männer machten, wiesen auf dem Rücken Falten auf, die so groß waren wie Ackerfurden.

Aus dieser unbehaglichen Lage errettete mich die Altpeter-Lene. An einem Sonntagnachmittag, da ich bei meinen Eltern im Wohnzimmer saß und wir gerade wieder über meine Berufswahl sprachen, kam sie in unser Haus, setzte sich auf einen Stuhl, der in der Nähe des Ofens stand, und fing an, herzbrechend zu schluchzen.

„Ist dir etwas passiert, Lene?“ fragte mein Vater.

Lene schüttelte den Kopf und machte weiter „hu—hu“.

„Haben deine Kinder aus Amerika geschrieben?“ meinte die Mutter.

Wieder Kopfschütteln und neues Schluchzen.

Der Vater, der das gefühlvolle Wesen der Lene kannte, die über alle Dinge weinen konnte, die sonst keinen Menschen betrübten, stand auf und wollte das Zimmer verlassen. Er hatte schon früher gesagt, das Schwätzen der Lene sei ihm in

der Seele zuwider, es wäre besser, wenn sie ihre Neuigkeiten für sich behielte und ihre Stube kehre.

Aber Lene hielt ihn am Zipfel seiner gestrickten Jacke fest und sagte: „Hannes, bleib da, ich muß dir erzählen, was da wieder passiert ist.“

Und nun legte Lene los. In Stein-Bockenheim sei der alte Konrad Hinkel gestorben, bei dem Lene früher als Magd gedient habe, 86 Jahre sei er alt geworden, ach, ein braver Mann sei er gewesen, der keinen Handwerksburschen von seinem Hause weggeschickt habe, und nun habe die Lene eine Todesanzeige bekommen und wolle morgen mit dem alten Manne zur Leiche gehen. Sie habe es ja schon geahnt, daß er bald sterben werde, ein paar Tage vorher habe sie ihn nachts im Traume gesehen, wie er, hüstelnd und auf seinen Stock gestützt, dahergekommen sei.

„Aber, Lene,“ wendete mein Vater ein, „wenn der Konrad Hinkel so alt geworden ist, so brauchst du doch nicht so zu lamentieren.“

„Ja, aber er war ein so guter Mann und hat immer zu mir gesagt: Lene, du bist ehrlich und treu, du bist still und sprichst nicht viel, du mußt es noch einmal gut kriegen im Leben.“

So ging die Altpeter-Lene am nächsten Morgen in aller Frühe nach Stein-Bockenheim, einem Orte, der hart an der pfälzbaierischen Grenze im Hessischen liegt. Sie war in Trauerkleidung, trug den Regenschirm unter dem Arme und hatte, da es in der Nacht zuvor geregnet hatte, den Oberrock aufgeschlagen. Nicht von ferne hätte ich damals daran gedacht, daß dieser Gang der Lene für mich wichtig sein sollte. Aber neue Wendungen unseres Lebens nehmen ihren Ausgangspunkt oft von Ereignissen, die scheinbar ganz unerheblich sind, hinterher erkennen wir, daß eine höhere Macht dabei die Hand im Spiele hatte. (Sortierung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Palmsonntag, den 5. April, feiern wir in Hessen wieder den Landes-Buß- und Betttag. Nach alter, frommer Sitte hat unser Landesfürst, der Großherzog, auch in diesem Jahre die Texte bestimmt, über die an diesem Tage gepredigt werden soll. Für den Vormittagsgottesdienst ist bestimmt Evangelium des Lukas 13, 6—9: „Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge; und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht; haue ihn ab, was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen, wo nicht, so haue ihn darnach ab.“ Für den Nachmittagsgottesdienst ist bestimmt Brief des Apostels Paulus an die Römer 2, 4: „Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?“

Bei der Angabe über die Abendmahlsfeiern am Ende der Passionszeit ist uns in der vorigen Nummer des „Sonntagsgrüßes“, was die Stadtkirche betrifft, ein Irrtum unterlaufen. Palmsonntag ist in der Stadtkirche kein Abendmahl, und der Abendmahlsgottesdienst am Gründonnerstage beginnt nicht, wie wir angegeben haben, abends um 7³/₄ Uhr, sondern bereits um 6 Uhr. Das Abendmahl am Karfreitag schließt sich in der Stadtkirche an den Vormittagsgottesdienst an. Bezüglich der Johanneskirche waren unsere Angaben

richtig, hier sind die in Frage kommenden Termine: Palmsonntag im Abendgottesdienst, Gründonnerstag abends 7³/₄ Uhr und Karfreitag im Anschluß an den Vormittagsgottesdienst.

Worte zum Nachdenken.

Im natürlichen Leben werden abends die Schatten immer größer. Im geistlichen Leben soll es umgekehrt sein. Je älter der Christ wird, desto kleiner soll der Schatten, das Licht aber immer größer und heller werden.

Von Finsternis, Sünde und Unfrieden kann uns nur einer erlösen, der Erlöser Jesus Christus. J. M. Sailer.

Etwas Festes muß der Mensch haben, daran er zu Anker liege, etwas, das nicht von ihm abhängt, sondern davon er abhängt. Der Anker muß das Schiff halten; denn wenn das Schiff den Anker schleppt, so wird der Kurs mißlich und das Unglück ist nicht weit.

Matthias Claudius.

Der Wert unsres Lebens liegt nicht in seinem äußeren Verlauf; dieser ist nur Mittel zum Zweck. Es kommt darauf an, was wir werden durch freundliche und widrige Geschicke, durch Kämpfe und Siege, denn das bleibt in Ewigkeit.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 22. März, Latare.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 5 Uhr: Vorstellung und Prüfung der Konfirmanden aus der Matthäusgemeinde.

Mittwoch, den 25. März, abends 6 Uhr: 5. Passionsandacht. Pfarrer Schwabe.

Nächstkünftigen Sonntag, den 29. März, findet im Hauptgottesdienst die Konfirmation der Kinder aus der Matthäusgemeinde und in Verbindung damit die Feier des heiligen Abendmahls statt. Die Beichte dazu wird am Samstag, den 28. März, nachmittags 2 Uhr, gehalten werden.

Weitere Abendmahlsfeiern finden in der Stadtkirche statt: am Gründonnerstag, abends 6 Uhr, und am Karfreitag im Hauptgottesdienst.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld.

Abends 6 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Abends 7¹/₂ Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukasegemeinde.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannessaal.

Freitag, den 27. März, abends 1¹/₂ Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johannesgemeinde.

Abendmahlsfeiern finden in der Johanneskirche statt: am Palmsonntag im Abendgottesdienst, am Gründonnerstag, abends 7³/₄ Uhr, und am Karfreitag im Hauptgottesdienst.

Jede Dame liebt

ein rosiges, jugendfrisches Antlitz und einen zarten, blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die echte

Stechenpferd-Seife

die beste Linsenmilchseife von Bergmann & Co, Radebeul. à St. 50 Pfg

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24-26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur-
und Weißwaren

Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19

Besonders billiger

Schuh-Verkauf

15⁰/₀ bis 20⁰/₀

Reparaturen billigst

Kränze und Buffetts

: in allen Preislagen :
bei schnellster Lieferung
reichliche Auswahl

Gärtnerei Wittmann

Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

Frd. Teipel

16 Markt 16

Vorteilhafte Bezugsquelle
für

Strumpfwaren und
Unterzeuge, Wäsche
Kinder-Ausstattungen

en gros Korsetts en detail

Filiale: Frankfurter Straße.

FRITZ NOWACK
Gardinen.

Sämtliche Neuheiten in abgepaßten
Gardinen u. Spannstoffen sind eingetroffen.

Ferner Ausnahme-Angebot: **ca. 150 Fenster
abgepaßte Gardinen, zurückgesetzte
Muster, 30 Prozent unter seitherigem Preis.**

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reife

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Geringe Unkosten
Semeinlichlicher Einkauf mit
3 Gehöfen zulassen

Lina Bernard

Gießen, Bismarckstraße 6

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen

Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse

MÖBEL-LAGER

Lieferung ganzer Ausstattungen

:: sowie Einzel-Möbel ::

Eigene Polster-Werkstätte

Buch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz

Musik-Instrumente

:: und Musikalien ::

Franz Bette

Mäusburg 10

Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren

Erstlings-Ausstattungen

Auswahlsendungen bereitwillig

Für die Konfirmation

empfehle alle Arten

Kleiderstoffe, schwarz und farbig
nebst passenden Besätzen zu realen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.

Eigene Schreinerei · Begr. 1832.

C. Zimmermann

Neuen Bäume 15.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.

Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -

Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16

Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

C. Stöver, Gießen

Sellersweg 16

Uhren, Gold- u. Silberwaren

Bestecke

Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7

Telephon Nr. 292

Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen

Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

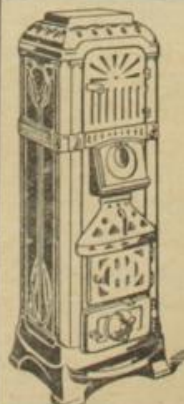
Zur Konfirmation

Bilder, Sprüche, Bücher, Karten,
kleine Schriften usw. in großer Auswahl
Gesangbücher in allen Preislagen

Jedes gute Buch wird, wenn nicht am Lager, schnell besorgt

Buchhandlung der Pilgermission

Neuenweg 10 Gießen am Kreuzplatz



Amerikanische, irische
Regulier- u. Koch-Oefen

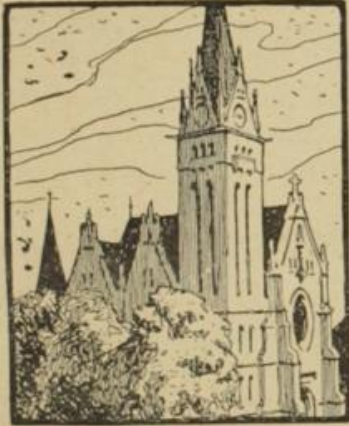
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile

Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
transportable Kesselöfen, Kohlen-
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
empfiehlt

Edgar Borrmann, Gießen

Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 12.

Bießen, Sonntag Judika, 29. März 1914.

3. Jahrgang.

Geheimnisse der Glaubenshelden.

2. Brief des Apostels Paulus an die Korinther 12, 7-10.
Auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satanas Engel, der mich mit Säufen schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. Dafür ich den Herrn dreimal geflehet habe, daß er von mir wiche; und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne. Darum bin ich guten Mutes in Schwachheiten, in Schmachten, in Nöten, in Verfolgungen, in Aengsten, um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.

In der heutigen Schriftstelle lüftet Paulus einmal den Schleier ein wenig vor dem geheimen Innenleben der Glaubenshelden. Und da ergibt sich etwas Eigenartiges. Man begegnet solchen wahrhaft Großen im Geiste ja nur sehr selten. Aber wer die Gnade gehabt hat, in seinem Leben einen ihrer Art kennen zu lernen und tiefer in sein Wesen eindringen zu dürfen, wer dann geschichtliche Zeugnisse von anderen Helden des Glaubens, so von Luther, Melancthon u. a., daneben hält und sie mit den vorliegenden Offenbarungen des Paulus vergleicht, der findet eine merkwürdige Uebereinstimmung all dieser Erfahrungen, wie sie in dem Heiland zweifellos am deutlichsten in die Erscheinung traten: Gewisse außerordentliche innere Erlebnisse, die das normale Maß des Erlebens der sozusagen Durchschnitts-Religiösgesinnten überschreiten, aber auf Kosten von Leiden Körpers und der Seele, die zumeist ebenfalls das Erleben der Durchschnittsgläubigen weit überragen. Es tritt da ein Martyrium zutage, das durchaus nicht immer erst mit der Verfolgung durch böse oder fanatisch gesinnte Gegner einzusehen braucht, sondern das ein Grundzug ihrer ganzen Persönlichkeit und ihres Lebensschicksals ist. Man kann sagen: kurze, allerdings überwältigend herrliche Blicke von den Gipfeln menschlich möglichen Erfassens in die Welt des Unsichtbaren, in ein Erleben Gottes von höherer Art, werden mit furchtbarsten Gegensätzen, wie aus einer direkten Welt der unsichtbaren Finsternis herausgeboren, so teuer bezahlt, daß es wenige gelüsten mag, gleiche Wonnen mit gleichen Schmerzen auszutauschen. Und das kann man weiter sagen: Nicht das unsagbar Hohe eines noch dazu rein innerlichen Erlebnisses, das nur wie ein gleichsam verirrter Gottesstrahl auf

kurze Augenblicke die Menschenseele in unaussprechliche Lichtwonne taucht, macht diese Helden des Glaubens zu dem, was sie sind, sondern gerade das Andauernde des Gegenteils, eine fast ununterbrochene Kette eigenen Leidens und des Mitleidens für andere. Ein unheimlich geschärfter Blick so für die Nachtseiten des eigenen Ich wie für die der Menschheit überhaupt, gibt ihnen jene überragende, einfach ehrfurchtgebietende Reife des Geistes. Und die Frucht dieses Geistes ist jedesmal eine Demut ihrer Seele, ja ihres ganzen Menschen, die uns weniger Begnadeten einfach ein Rätsel, eine unbekannte Welt bleibt. Wofür uns höchstens in besonderen Gnadenstunden einmal ein lichtvolles Verständnis aufgeht und selbst dann als ehrliches Bekenntnis kaum gewagt wird: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark“, das ist die tägliche Atmosphäre jahrein jahraus, in der sich jene Großen im Geiste bewegen und ohne die sie nicht glauben würden weiterleben zu können! Aber freilich, aus dem Vollgefühl dieser Schwäche heraus wird auch in ihnen ein Vollgefühl für die Gnade Gottes von so ungeheurer Stärke geboren, daß es ist, als wäre ihre Seele, eben weil sie sich vor Schwäche wie entleert fühlt, selbst ganz von dieser Gnade Gottes bis in den letzten Winkel angefüllt. Von diesem Erlebnis des göttlichen Gnadenstroms in der Seele der Glaubenshelden trinken wir Kleinen dann oft noch jahrhundertlang und werden nur deswegen satt, weil ihre Seele so unauslöschlich nach Gott dürstete!

Nur heute!

Du brauchst nicht mehr zu tragen,
Als nur die Last von heut',
Und sollst nichts weiter fragen,
Als was Gott jetzt gebeut.

Mehr soll dein Fuß nicht gehen,
Als nur den nächsten Schritt,
Mehr nicht dein Herz verstehen,
Als was es heute litt.

Nicht weiter darfst du sorgen,
Als was Gott heut' gefällt,
Das „Später“ und das „Morgen“
Sei ihm anheimgestellt.

Drum trockne deine Tränen,
Der Herr ist dir ja nah,
Er kennt dein tiefstes Sehnen,
Wenn's auch kein Auge sah.
Heut' sollst du ihn erfahren,
Heut' will er bei dir sein,
Heut' — nicht in fernen Jahren —
Nein, jetzt, wo du allein!

Heut' trägt er deine Bürde,
Heut' ebnet er den Pfad;
Daß heute Trost dir würde,
Er längst beschlossen hat.

Für heut' — nicht spätre Zeiten —
Gibt er dir Kraft und Mut,
Gibt Macht und Möglichkeiten —
Ja, er macht alles gut.

Für heut' quillt dir sein Bronnen,
Für heut' strahlt dir sein Licht;
Bald find'st du ew'ge Wonnen
Vor seinem Angesicht.

H. v. Redern.

Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Sortierung.)

Einige Totenklagen seien an dieser Stelle noch mitgeteilt:

Eine Frau an ihren Mann.

Niemals gedacht ich je daran, ein Totenmal zu loben,
Jetzt hat mir's Sehnsucht angetan, daß ich es rühm' hier
droben:

O silbern Mal, o Mal von Gold, o Mal von lautrem Golde,
Verzehre nicht der Lippen Rot, der Augen Schwarz, das holde,
Verzehre nicht sein Züngelein, voll Sings der Nachtigallen,
Ein Vorbild zwiſchernden Getöns den lieben Döglein allen.
Du hattest Augen schwarz wie Nacht und Brauen wie Blutigel,
Ein Liebling warst du Mägdelein, du ihrer Sehnsucht Siegel,
Noch feiert man dein Hochzeitsfest, tut man den Wein
kredenzen,

Noch duften süß von Weihrauchduft die Blumen in den Kränzen.

Ein Mädchen an ihren Geliebten.

Ich bin das Döglein, das man nennt Kanarienvogel,
Auf meinen Federn leuchtet grün, doch schwarz ist ganz mein
Herze.

Denk' ich an dich und ruft mein Herz zurücke dich ins Leben,
Dann schluchz' ich auf wie tiefes Meer, am Strand die Wogen
beben.

Eine trauernde Frau.

Nicht freuen darf ich mich fürwahr, noch trinken edlen Weines,
In Einsamkeit nur muß ich sein, auf einem Marmorberge;
Auf meinem Antlitz lieg ich da, vergieße dunkle Tränen
Und werde See und werde Meer und werde kühle Quelle,
Da kommen denn die edlen Fraun zu waschen und zu bleichen,
Zu waschen ihre Süße drein und ihren Hals, den weißen.

Im Tartarus.

Da drunten tief im Tartarus, im eis'gen Erdeninnern
Da sitzen fünf der Mägdelein und fünf der jungen Knaben.
Es halten ihre Totenklag' die Schlanken, die jungen Knaben
weinen:

O waren wir nicht einmal jung, warn wir nicht starke Knaben
Und fuhren wir nicht als zur See auf Phariotenschiffen?

Die Hochzeit im Hades.

Mein Mütterlein rüstet ein Freudenfest, ach, meines Sohnes
Hochzeit,

Geh zu den Quellen Wasser holen und Schnee von hohen
Bergen,

Geh zu den Gärtnerinnen fein um Apfel und um Quitte.

Gebt mir, ihr Quellen, kaltes Naß, und euren Schnee, ihr
Berge,

Und du, des Gartens Pflegerin, gib Apfel mir und Quitte;

Mir kommt ein Freund aus der Oberwelt,

Nicht aus der Fremde kommt er mir und nicht aus fernem
Lande,

Er ist ja nur mein Kind, mein Sohn, mein Sohn der Viel-
geliebte.

Die Witwe.

Ach weh, mir Armen ziemt allein die Träne, Totenklage,

Daß ich des Abends weine still, und ohne End am Morgen,

Und auch im Morgenschein noch zieh endlose Totenklage.

Ja weinet, Augen, weinet mir, daß ich zum Flusse werde,

Zu See und Meer, daß sie hinab zur Unterwelt gar fluten,

Daß all die Unbenedhten sein benedht und trinken Durst-
verzehrte,

Daß Wasser für ihr Tintensaß die Schreiber sich gewinnen

Und schreiben all die Herzenspein der einst so viel Geliebten,

Die übern Fluß gefahren sind und tranken seines Wassers

Und nun vergessen Haus und Weib und die verwaisten Kinder.

Der Sohn.

Ihr Eltern laßt das Trauern sein,

Daß ich euch jetzt muß lassen

Ich ziehe in den Hades ein,

Dort will ich auf euch warten.

Kommt ihr, so bringt, ich bitt euch, mit

Die Eine, die ich liebte,

Als in der Welt ich lebte noch,

Mit ihr will ich Hochzeit halten.

Die Hirtin.

Da drüben auf jenem Berge,

Wo Sturm um Gipfel wüetet,

Am Fuße Nebel brütet,

Da ist das Kraut Vergessenheit,

Das fressen Muttershafe,

Vergessen ihre Lämmchen.

Rupf dir eins aus, o Mutter mein,

Da wirst du mein vergessen!

Und äß' ich tausend Kräuterlein

Doch nimmermehr vergäh ich dein.

Der sterbende Geliebte.

Geliebtes Mädchen, hörst du einst, daß ich zum Sterben
krank bin,

Dann komm, so schnell du immer kannst, und finde mich im
Sterben;

Und wenn du kommst, und wenn du trittst herein zur großen
Pforte

Dann, Herzgeliebte, löse auf des Hauptes duftge Flechten

Und frage du mein Mütterlein: Wo ist dein Sohn, o Herrin?

Mein Sohn ist dort im Kämmerlein, allein auf seinem Lager,

Ach, mach mir gleich ein Kissen du, daß gleich mein Leib
sich strecke

Und fasse du mein armes Haupt, bis meine Seel' entfliehet.

Und wenn du dann den Priester siehst die Stola sich anlegen,

Dann küsse mich, Geliebte mein, auf meine bleichen Lippen;

Und wenn mich heben dann die vier Genossen mein, die
jungen,

Und wenn sie tragen mich vorbei an deinem trauten Hause,
Dann schneide ab, Geliebte mein, schneid' ab die lieben Haare.
Und setzen sie am Kirchentor mich nieder, an dem hohen,
Dann raufe dir die Haare aus, wie Federn sich die Hennen,
Und singen sie den Abschiedspalm und löschen meine Kerzen,
Dann hab ich dich, Geliebte mein, in meinem treuen Herzen.

Die junge Witwe.

Ein junges Weib sang einst sein Lied herab aus schönem
Fenster,

Und soviel Schiffe es gehört, die legten sich vor Anker;
Doch furchtbar anzuschauen ein Schiff, ein Schiff des blutigen
Krieges,

Das reffte nicht die Segel ein, wollt' nicht vor Anker gehen.
Reff' ein die Segel, stolzes Schiff, reff ein, die Segel berge;
Denn was ich sang, das war nicht Luft, war eitel Totenklage;
Ich hab' nen Mann, der Mann ist krank, ist todesmüd zum
Sterben

Ich suchte mir ein heilend Kraut, daß essend er geneset.
Von wilder Hirschkuh sucht ich Salb' und Milch der wilden
Siege.

Bis daß ich stieg auf Berges Höhn, durchschweifte alle Felder,
Mir Hürde baute und Geheg', die Hindin mir zu fangen;
Da nahm mein Mann ein andres Weib, Hochzeit mit ihr zu
halten,

Das Grabmal nahm zur Schwieger er, zum Weib die schwarze
Erde.

Das Rebhuhn.

Am Morgen früh, da steh ich auf, zwei Stunden noch vor
Tage,

Da nehm ich Wasser, wasche mich, und mach mich wach
mit Wasser

Und wandle eilend mein Weg, den Weg, das schöne Pfädchen,
Bis daß ich find' 'nen losen Stein, mich strecke und mich lege,
Zu hören habichs wilden Ruf und Adlers schrilles Pfeifen,
Zu hören auch des Rebhuhns Ton, wie Nactigallenzwitschern:
O Adler in dem Felsgestein, Steinadler auf den Feldern
Ihr nahmt mir den Geliebten mein, und liehet mich alleine!

Doch der Tote ist der Erde übergeben. Wir kehren zu-
rück ins Trauerhaus. Rund herum an den Wänden sitzen und
stehen die Leidtragenden, und nur tiefe Seufzer der Leider
oder Beileider lassen sich hören. Eine Tasse Kaffee wird ge-
reicht, und dann verabschiedet sich eins nach dem andern mit
dem Wunsche, der gerade hier seltsam berührt, nazisis, mögest
du leben!

Eigentliche Seelenmessen kennt die griechische Kirche
nicht, sondern nur sogenannte mnimósina, Gedächtnisfeiern.
Dieselben finden statt durch Gebet mit Nennung des Namens
am 3., 9., 20., 40. Tage, nach 3 und 6 Monaten und end-
lich nach einem Jahre, übrigens auch öfter, wenn die Ver-
wandten es wünschen. Wird das mnimósion am Grabe ge-
halten, dann werden die sogenannten kóliwa mitgenommen,
die Leichengerste, ein Gemisch von leicht gekochter Gerste mit
Zimt und Korinthen, das in Kuchenform auf einem Tablett
auf den Friedhof genommen wird, um nebst Wein neben das
Grab gesetzt zu werden. Wer an der Feier teilnimmt, kann
davon nehmen. Sollte das vielleicht eine letzte Erinnerung
an frühere Leichenmahlszeiten in der heidnischen Zeit sein, wie
sie bei den Römern an der parentalia stattfanden, wo man
Blumen, Zweige, Kränze auf die Gräber niederlegte, einfache
Mahlszeiten hielt und Opfer für die Manen darbrachte?
Sind die kóliwa etwa eine Erinnerung an diese Opfer selbst?
Heutzutage dienen die kóliwa auch zur Speisung der Armen,
die sich an den jährlichen gemeinsamen mnimósina zahlreich

einfinden, um davon zu genießen. Schon Augustin erwähnt
sie und erklärt, daß sie dazu dienten, nicht nur die Manen
zu befriedigen, sondern damit die Armen oder die Diener der
Kirche zu Gebeten für die Toten bewogen werden. Das ist
gewiß durchaus richtig, sachlich und psychologisch. Man will
die guten Wünsche gewinnen: o theos makarisi tus, Gott
mache sie selig! Die gemeinsamen mnimósina werden in den
Fasten gehalten, immer an einem Sonntag, der dann psycho-
sawaton heißt, Seelensabbat, wie die kóliwa: psychópita,
Seelenkuchen. Manche lassen es auch nicht an den Gedächtnis-
tagen ihrer Toten an diesen einfachen kóliwa genügen,
sondern schenken 100 Brote an die Armen, oder sonst Gaben
an Fleisch usw. an die öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten,
jedenfalls immer mit dem Gedanken, dadurch auch den Ver-
storbenen Heil zuzuwenden.

Ich kann übrigens von diesem letzten Ende der Griechen
nicht scheiden, ohne noch einiges über den daran sich knüpfen-
den Volksglauben zu sagen. Ich habe schon des öfteren auf
das Dramatische der Darstellungsweise hingewiesen, das in
allem sich bei den Griechen geltend macht. Dies macht sich
auch geltend in der Verwendung, die der gute alte Toten-
fährmann der Alten, Charon, der die Seelen über den Todes-
fluß hinüberführt in das Totenreich, in dem Vorstellungskreis
der Neugriechen gefunden hat. Er ist nicht mehr der Toten-
fährmann, der ja immerhin eine freundliche Gestalt ist, der
im Dienste der Götter stehend den Obolus für die Ueber-
fahrt, der dem Toten in den Mund gelegt wurde, empfängt.
Bei den Neugriechen ist Charon, oder wie er bei ihnen mit
leichter Veränderung heißt, Charos oder Charontos, die Per-
sonifizierung des furchtbaren Totenkampfes und des Todes
und der Totenwelt überhaupt. Vorgestellt wird er als ein
starker, rüstiger Mann, „er trägt die Haare der Sonne, die
Augen des Blühes“, seine Farbe ist wie Feuer, dann aber
auch wieder schwarz wie Erde. Er reitet auf einem schwarzen
Roß, dessen Hufeisen fürchterlich dröhnen. Bewaffnet mit
Schwert und Pfeilen geht er auf die Menschenjagd, oder wie
ein Winzer übt er mit der Sichel sein grausiges Werk. Die
Wunden, die er schlägt, sind unheilbar, wie ein Distichon sagt:

„Des Charos Wunden heilt kein Kraut,
Da hilft nicht Arzt noch Heil'ger.“

Der Totenkampf wird von der plastischen Volkspan-
tastie gedacht als ein Ringen mit dem Charos. Da heißt es
palewi me to Charo, er kämpft mit dem Charos, oder in
ein Wort sogar zusammengezogen: charupaléwi, oder im
Epirus kawali neró, tu Cháru, er schleppt Wasser für den
Charos, wahrscheinlich eine dichterische Umschreibung des
Todeschweißes. Mit dieser grausigen Gestalt hat die Phän-
tastie des Volkes, das ja immer gern gruseln will, sich mit
besonderer Vorliebe beschäftigt. Sie kann sich nicht genug tun
in immer graufigeren Schilderungen. Mir ist es immer so
vorgekommen, als habe der Grieche noch eine besondere
Surcht vor dem Tode außer der allen Menschen gemeinsamen,
und daß diese den Griffel geführt hat bei der Zeichnung des
Charos. Am besten lasse ich die Volkslieder selbst reden, die
das Denken des Volkes wiedergeben:

Warum sind doch die Berge schwarz und stehen tief ver-
dunkelt?

Bestreicht sie wohl des Sturmes Hauch, des Regens kalte
Strahlen?

Nicht Sturm, nicht Regen ist's, der Charon ist's mit seinen
Toten.

Er schleppt die Jungen vorn, die Alten hinten,
Die zarten Kinderlein am Sattel aufgereiht,

Die Greise flehn, kniefällig flehn die Knaben.
 O Charos, verweile dich im Dorf, verweil' an frischer Quelle
 Damit die Alten Wasser trinken, die Jungen Steinchen lesen
 Und all die kleinen Kinderlein die süßen Blümlein pflücken.
 Im Dorf verweilen tu ich nicht, noch an der frischen Quelle,
 Da kommen die Mütter um Wasser zu schöpfen und erkennen
 ihre Kinder,
 Da erkennen sich die Gatten wieder und wollen nimmer
 scheiden.

Charon und der Hirte.

Siehst du den Berg dort hoch und groß,
 Sein Haupt im Sturm, sein Fuß im Nebel?
 Von dorten stieg herab ein stolzer Knab,
 Trägt schief das Sez und seinen Mantel umgeschlagen,
 Und Charos lauerte auf hoher Warte
 Und traf ihn in der Schlucht der engen. —
 Guten Tag, mein Charos. — Guten Tag, o Knabe,
 Wo kommst du her, sag an, wo gehst du hin? —
 Ich? Von den Schafen komme und in mein Haus nun geh ich,
 Ich geh', mir Brot zu holen und zurückzukehren. —
 O Knabe, Gott hat mich gesandt, die Seele dir zu nehmen. —
 Doch ohne Krankheit, ohne Grund will ich die Seel' nicht
 geben.
 Wohlan, auf jener Tenne dort sei uns der Kampf ums Leben!
 Bin ich der Sieger, Charon mein, dann nehm' ich deine Seele,
 Doch siegest du, o Charon mein, so sei dein meine Seele. —
 Sie faßten sich und rangen nun zwei Nächte und drei Tage;
 Am dritten Tag, es war kurz vor dem Essen,
 Da tat der Knabe einen Schlag, dem Charon schien's ver-
 messen,
 Da faßt' er an den Haaren ihn und schleudert' ihn zur Erden,
 Da seufzte tief, da seufzte schwer der Jüngling auf und flehte:
 O laß mich, Charon, laß mich doch drei Tage noch, drei
 Nächte,
 Daß ich die zwei noch ess' und trink', am dritten noch lust-
 wandle,
 Daß ich die Freunde schauen mag, die Lieben all, die Meinen;
 Ich hab' ein Weib, ist gar zu jung, sie dürft' nicht Witwe
 werden.
 Zwei Kleine hab' ich noch daheim, verwaist dann auf der
 Erden,
 Noch ungeschoren sind die Schaf' und noch der Käf' im
 Kübel.
 Es half ihm nichts, am Abend führt' zur Tiefe ihn der Charos.
 (Fortsetzung folgt.)

Räuberleben in Oberhessen vor 100 Jahren.

(Schluß.)

Eine sehr dunkle Erscheinung unter diesen dunklen
 Ehrenmännern ist ein Räuber, dessen Persönlichkeit man nie
 mit Sicherheit festgestellt hat. Er nannte sich Abraham Moses,
 auch Raphael Gottschalk aus Hungen. Auch bediente er sich
 des Namens Gottschlich, während ihn seine Spießgesellen das
 „getaufte Jüdchen“ nannten. Angeblich war er ein Findel-
 kind, das im Frankfurter Waisenhause erzogen worden war.
 Später nahmen ihn herumziehende Puppenspieler zu sich.
 In Marburg wurde er wegen Diebstahls zur Ausstellung an
 den Schandpfahl, zu Stockprügeln und zur Landesverweisung
 verurteilt. Ob diese Art der Bestrafung dazu angetan war, sein
 Ehrgefühl zu wecken und bessernd auf ihn einzuwirken, mag
 dahingestellt sein. Er war darauf Knecht in Westfalen bei
 einem Abraham Moses, dessen Namen er sich beilegte, ohne

die erforderliche, obrigkeitliche Erlaubnis dazu zu haben.
 Dieser Räuber hatte ein anderthalbjähriges Kind, das er
 auf seinen Kreuz- und Querzügen mit sich führte. Als das
 Kind ihm lästig wurde, ermordete er es im Walde bei Rein-
 hardshain. Leute aus der dortigen Gegend fanden es erdrosselt
 unter einem Haufen welker Blätter.

Ein rechter Bösewicht war auch der „Schrammbacken“,
 auch der „große Ludwig“ genannt, dessen eigentlichen Namen
 wir hier aus den gleichen Gründen, wie das bei dem Har-
 bacher Hannes geschah, verschweigen wollen. Er begann in
 seiner Jugend als Landstreicher, wurde oft in Gewahrsam
 gebracht und dann an auswärtiges Militär „abgegeben“. Auf
 diese Art scheint man sich um das Jahr 1800 renitenter, ge-
 walttätiger Burschen entledigt zu haben. Aber dem Schramm-
 backen gefiel das Militärleben nicht, er ging der Reihe nach
 den Holländern, Preußen und Oesterreichern durch und ver-
 legte sich auf das Stehlen. Den Hauptschlag führte er in der
 Nacht vom 12. auf den 13. September 1803 aus. Mit einer
 Bande, die 15—20 Mann stark war, drang er bei dem
 Schultheißten Dillmuth zu Hainchen ein. Nach damaliger
 Räubermanier stieß man die Haustür mit einem starken Pfahl
 — oft benützte man hierzu auch einen ausgerissenen Wegweiser
 — ein, die Gauner drangen ein und raubten 1500 Gulden.
 Ein Nachbar des Schultheißten, Valentin Schäfer mit Namen,
 wurde durch das Einstoßen der Tür geweckt und eilte zur Hilfe
 herbei, aber ein Räuber, der an der Tür Wache stand, ver-
 legte ihn schwer durch einen Schuß, 15 Schrotkörner drangen
 dem bedauernswerten Mann in den Körper.

Schon vorher hatte der Schrammbacken sich eines
 schweren Verbrechens schuldig gemacht. Am Himmelfahrtstage
 1803 waren die Handelsleute David Benjamin von Bellers-
 heim und Samuel Schmul von Obbornhofen bei Melbach un-
 weit des Galgens auf offener Straße beraubt worden. Einer
 der beiden Beraubten wurde dabei lebensgefährlich verletzt.
 Diese Tat hatte der Schrammbacken gemeinsam mit dem
 „kleinen Ludwig“ verübt. Der „kleine Ludwig“ wurde in
 der Wetterau von einem Streifkommando ergriffen, wollte
 entfliehen und wurde dabei erschossen.

Erst im Jahre 1811 gelang es, den gefährlichen Men-
 schen zu ergreifen. Er wurde am 30. Dezember 1812 zu
 Gießen hingerichtet. Von seiner Hinrichtung handelt eine kleine
 Schrift, die für sieben Kreuzer von dem Kriminalgerichtsdienner
 Geißmar und dem Buchbinder Basser verkauft wurde. Heute
 erfolgt eine Hinrichtung in wenigen Minuten, vor hundert
 Jahren vollzog sich der traurige Akt unter großen und weit-
 schweifigen Formalitäten. Das Gericht versammelte sich, der
 Delinquent wurde vorgeführt, dann geschah ein Schlag mit
 dem Gerichtsstabe und ein Zeichen mit der Schelle, und der
 erste Kriminalrichter eröffnete die „feierliche Sitzung“ im
 Namen des Großherzogs. Dem Räuber wurde sein ganzes
 Sündenregister vorgehalten, die Urteile erster und zweiter
 Instanz wurden verlesen. Zum Schlusse richtete der erste
 Kriminalrichter an den armen Sünder folgende lange An-
 sprache, von der der Angeredete in seiner Todesangst wohl
 wenig erfaßt hat:

„Johann Georg Ludwig G.! Ihr steht hier vor dem
 Großherzoglich Hessischen Kriminalgericht. Kraft unseres
 Amtes führen wir die Untersuchungen und lassen auf höheren
 Auftrag die Urteile erstrecken. Seht diesen zerbrechlichen Stab!
 Er ist das Bild des menschlichen Lebens. Ein Augenblick
 genügt, um beide zu vernichten. Ihr habt das Leben anderer
 Menschen und ihr Eigentum nicht geachtet. Ihr habt Hand-
 lungen begangen, die das Gesetz mit dem Tode verpönt,

und darum wird Euch das Leben abgesprochen. Ihr wart in vieler Hinsicht ein gefährlicher Mensch, und darum ist Euch keine Gnade geworden. So wie ich diesen Stab verbrechen werde, send Ihr unter der Hand des Nachrichters. Er wird die verlesenen, höchsten Ortes bestätigten Urteile auf verordneter Stelle an Euch vollziehen. Gehet reuevoll, sitzsam und standhaft zum Tode! Wendet Euch zu Gott! Auf dieser Welt habt Ihr nichts mehr zu hoffen. Zum Zeichen, daß dem so ist, daß Ihr in letzter Instanz verurtheilt send und daß Euer Urtheil in Gemäßheit Allerhöchster Bestätigung unwiderruflich vollzogen wird, breche ich Euch hiermit den Stab. Der Nachrichten hat sein Amt zu verwalten.“

Gewiß war der „Schrannbacken“ ein verabscheuungswürdiger Bösewicht, aber die Formalitäten bei seiner Hinrichtung entsprechen nicht dem humanen Charakter unserer modernen Strafgesetzgebung.

H. B. *Handwritten*

Ein pfälzischer Muskant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Als ich einen Tag später, wie gerade die Feierabendglocke läutete, mit meinem Vater vom Felde nach Hause kam, war die Lene wieder zurückgekehrt und saß bei meiner Mutter im Zimmer. Die Rede floss ihr von den Lippen, wie ein Mühlbach sich auf die Schaufeln ergießt, wenn die Schleuse aufgezo-gen ist. In aller Breite schilderte sie das Begräbnis des Konrad Hinkel. Die ganze Straße sei schwarz von Menschen gewesen, von weit und breit seien sie herbeigekommen, und der Pfarrer habe eine Rede gehalten, daß alles geweint habe. Nach dem Begräbnis habe sie mitgehen müssen zum Jms in das Trauerhaus, da habe es Kaffee und Kuchen gegeben, und alle Leute, die die Lene von früher her gekannt hätten, seien herbeigekommen, um ihr die Hand zu geben und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der Frau des jungen Wilhelm Hinkel habe sie versprechen müssen, sie recht bald wieder zu besuchen.

So floss der Redestrom der Altpeter-Lene. Ich hörte längst nicht mehr zu, sondern schaute hinaus auf die Straße, auf der Kinder spielten und der Gänsehirt gerade seine Herde vorübertrieb. Mit einem Male aber wurde meine Aufmerksamkeit rege, als die Lene sagte: „Ja, und was ich noch sagen wollte, Hannes, der junge Herr Hinkel hat mir gesagt, ob ich ihm keinen jungen Burschen wüßte, der bei ihm Knecht werden wolle. Einen großen Knecht hat er schon, er sucht jetzt einen Bub, der leichtere Arbeiten besorgt und ihm, wenn er auf die Jagd geht, die Hasen nach Hause trägt.“

Das letzte Wort fiel mir in die Seele. Die Jagd hatte von jeher mein Interesse erregt. Ich konnte nicht müde werden, vor Fuchsjagden, vom Dachgraben und vom Schnepfenstrich zu hören. Gar zu gern wäre ich schon einmal mitgegangen, wenn die Rehböcke im Walde bei Ruppertsecken geschossen wurden, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu; denn die Feld- und Waldjagd der Gemarkung meines Geburtsortes hatte ein reicher Herr aus Ludwigshafen gepachtet, und der nahm keine Buben mit, wenn er mit dem Gewehre hinausging. Jetzt auf einmal war mir ein begehrtes Ziel greifbar nahe gerückt, ich sprang von der Bank hinter dem Tische, auf der ich gefessen hatte, auf und sagte: „Vater, das wäre eine Stelle für mich.“

Der Vater gab mir keine Antwort, sondern sagte zur Lene: „Sind das auch ordentliche Leute?“

„Das sind Leute,“ gab Lene zur Antwort, „so gut gibt es keine mehr in der ganzen Pfalz. Die halten ihr Gesinde,

als ob es ihre Kinder seien. Doriges Jahr hatten sie einen kleinen Knecht, der hatte den Rotlauf im Finger, da ist der Wilhelm Hinkel selbst für ihn in die Apotheke gegangen, und seine Frau hat ihm jeden Tag Leinsamen gewärmt und den Finger verbunden. Was die Herrschaft selbst ist, das kriegt auch das Gesinde, und niemand braucht sich dort krumm und lahm zu schaffen.“

„Wenn das so ist“, meinte der Vater, „so hätte ich nichts dagegen, wenn der Peter sich zu dem Wilhelm Hinkel verdingt. Wenn er dort eine Zeitlang gewesen ist, kann er immer noch ein Handwerk lernen.“

Die Mutter seufzte: „Sollen wir denn schon wieder ein Kind aus dem Hause weggeben?“

Ihre ängstlich sorgende Frage hörte ich kaum; denn mir war der Kopf voll von der Jagd, bei der ich helfen sollte. Ich sah schon die Hasen über das Feld dahinsausen, hörte, wie die Rebhühnerkette aufschwirrte, und marschierte im Geiste schon mit der schwer bepackten Jagdtasche über die Landstraße. Sonst dachte ich an nichts und sagte: „Vater, wir wollen gleich morgen nach Stein-Bockenheim gehen, damit mir keiner die Stelle wegknippt.“

Meine Eltern beratschlagten eine Weile, sie sprachen hin und her, endlich sagte die Mutter: „In Gottes Namen, Peter, ich habe nichts dagegen, wenn du dich verdingst. Du bist freilich noch ein bißchen jung, um schon zu fremden Leuten zu gehen. Aber großes Vermögen können dein Vater und ich dir nicht mitgeben, du mußt lernen, dein Brot selbst zu verdienen.“

So war über meine nächste Zukunft Beschluß gefaßt. Der Vater konnte in den nächsten Tagen nicht abkommen, da er dem Nachbar Gerhäuser versprochen hatte, ihm einen Brunnen graben zu helfen, aber ich erklärte, ich könne allein gehen, um mir die Dienststelle auszumachen.

Woher ich den Mut hierzu genommen habe, weiß ich nicht, genug, ich ging am nächsten Morgen, als kaum der Sommertag graute, ab und marschierte durch den Wald nach Kriegsfeld, von da nach Mörsfeld und dann über die Grenze nach Stein-Bockenheim. Auf der hochgelegenen Straße, die an einem großen Steinbruche vorüberführt, sah ich das Dorf, dem ich zustrebte, zu meinen Füßen liegen und dahinter weithin das rheinheßische Hügelland sich ausdehnen. Deutlich hob sich das Hofgut auf dem Wiesberge ab, dahinter ragten die Berge auf, die am Ufer des Rheins liegen. Heller Sonnenschein lag über der schönen Landschaft, üppig standen die Klee- und Getreideäcker zu beiden Seiten der Straße, grüne Äpfel hingen in dichter Fülle an den Bäumen.

An einem Wirtshause, das am Eingang des Dorfes liegt, fragte ich eine alte Frau nach der Wohnung des Wilhelm Hinkel und erhielt die Antwort: „Geradeaus, die Gasse an der Kirche hinunter, bis dorthin, wo die Bach ist, dort steht ein großes Haus mit grünen Läden, das ist es.“

Ich hatte das bezeichnete Haus bald gefunden. Offen stand das große Hoftor, das nach pfälzischer Bauart die Hofreite ganz von der Straße abschließt, so daß kein neugieriger Blick von außen hineindringen kann und das ganze Anwesen gewissermaßen den Charakter einer Burg hat. Ein mit grünem Futter beladener Wagen stand mitten im Hofe, und daneben stand ein großer, kräftiger Mann mit braunem Vollbarte. Er rauchte die kurze Pfeife und war von zwei Jagdhunden umgeben, die, als ich den Hof betrat, langsam auf mich zugingen und mich umschnupperten.

„Na, mein Lieber, was willst du?“ rief der große Mann mir freundlich zu.

„Ich will mich als Knecht zu dem Herrn Wilhelm Hinkel verdingen“, erwiderte ich etwas zaghaft.

„Ei, da kommst du ja gerade recht, wer hat dich denn hergeschickt?“

„Ich bin von Ruppertsecken, dem Johannes Wiltinger sein Sohn, und die Altpeter-Lene, die gestern hier mit zur Leiche war, hat mich hergeschickt.“

„So, die Lene hat dich geschickt. Na, als Knecht werde ich dich noch nicht brauchen können; denn du bist noch ein bißchen klein, und ich glaube, wenn meine zwei Braunen einmal mit dem Pfluge draußen im Felde durchgingen, du würdest sie mit dem Leitseile nicht halten können. Korngarben kannst du auch noch nicht gabeln. Aber als kleinen Knecht will ich dich gern nehmen. Da kannst du im Felde und im Stalle helfen, und was du nicht packst, das läßt du einfach sein.“

„Ich bin nicht so schwach, wie Ihr glaubt“, sagte ich dem Manne, in dem ich inzwischen den Wilhelm Hinkel erkannt hatte, „ich habe in der Heuernte den ganzen Tag gemäht.“

„Das ist schön. Und dann brauche ich auch einen, der mit mir auf die Jagd geht, sobald die wieder auf ist, ich brauche einen, der mir die Hunde an der Leine führt und die Hasen und die Rehböcke nach Hause trägt.“

„Das macht mir gerade Spaß“, sagte ich freudig, „ich gehe sehr gern mit auf die Jagd.“

„Na, dann komm vor allen Dingen einmal herein, du wirst Hunger und Durst haben, da du einen so weiten Weg gemacht hast.“

Ich merkte, daß ich in ein reiches Bauernhaus gekommen war. Der Hausflur war mit schönen Mettlacher Platten belegt, die Küche war hell und geräumig, in dem Herde, der ringsum von glänzenden Messingstangen umgeben war, flackerte das Feuer. Das Wohnzimmer, in das wir traten, war gleichfalls groß, zwei Fenster gingen hinaus auf die Straße. Hinter dem Tische stand eine Lehnenbank, an den Wänden sah ich die Bilder von Kaiser Wilhelm, von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, von Bismarck, Roon und Moltke. Damals, im Anfang der 70er Jahre, waren die Namen dieser großen Männer in aller Munde, und ihre Bilder waren auch in dem abgelegensten Dorfe zu finden. Sonst sah ich noch an den Wänden Jagdbilder und Rehgeweihe. Was mein Interesse besonders erregte, war der Gewehrschrank, der in der Ecke stand. Breit schob sich der große Ofen, an dessen Wänden Bilder aus der Bibel zu sehen waren, in das Zimmer hinein, er war in die Wand eingebaut und wurde von der Küche her geheizt.

Wir waren kaum eingetreten, da kam eine mittelgroße Frau mit schlicht geschitteltem Haare in das Zimmer, und Hinkel sagte zu ihr: „Das ist ein junger Bursche aus Ruppertsecken, der will sich zu uns verdingen. Geh' hin, Sannchen, und hol' ihm etwas zu essen, er hat Hunger.“

Frau Hinkel sah mich freundlich an, dann ging sie weg, brachte rasch Brot, Butter, Käse und alten Schwartemagen und forderte mich auf, zuzulangen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und hieb kräftig ein; denn ich stand in dem Alter, in dem der Mensch einen gesunden Appetit entwickelt. Hinkel ging in den Keller und holte mir einen halben Schoppen Birnenwein.

Als ich gegessen hatte, fragte er mich nach meinen Eltern und Geschwistern und sagte dann, er wolle mich nehmen, wenn ich bis zum zweiten Weihnachtstage, dem Tage,

an dem die Knechte in der Pfalz wandern, mit 60 Gulden und einem Paar Schuhe zufrieden sei.

Freudig sagte ich zu; denn mein Vater hatte gemeint, ich werde nur 40 Gulden Lohn bekommen.

„Na, dann ist es gut, Peter“, meinte Herr Hinkel, „übermorgen kann mein großer Knecht, der Karl, deine Kiste holen, und du bleibst dann bei uns. Aber, ehe du wieder nach Ruppertsecken zurückgehst, ist du mit uns zu Mittag. Vorher kannst du einmal in den Hof hinaus gehen und dir ansehen, was da geschafft wird.“

Im Hofe fand ich den „großen“ Knecht, den Karl. Er war ein dicker, stämmiger Bursche mit etwas fallendem Gang und schief stehenden Füßen. Gerade war er in der Scheuer dabei, das Futter abzuladen. Er hatte bereits erfahren, wer ich sei, und so forderte er mich kurzer Hand auf, ihm zu helfen, das Futter in den benachbarten Kuhstall zu tragen. Im Stalle war es peinlich sauber, zehn Kühe und zwei Kälber standen miteinander in zwei Reihen angekettet und zupften an dem Futter, das wir ihnen in das Reff warfen.

„Hier im Kuhstall kannst du helfen“, sagte Karl, „aber, das sage ich dir gleich, von den zwei Gäulen bleibst du weg. Die puße ich und die füttere ich, und ich allein fahre auch mit ihnen. Das habe ich mir gleich ausgehalten, als ich mich verdingt habe.“

Stumm hörte ich zu, wie der Karl seine Rechte geltend machte. Ich wußte schon, daß es allen Dienstknechten eine große Ehre ist, das Fuhrwerk zu lenken und daß sie selten es ihrem Dienstherrn zukommen lassen wollen, die Zügel zu halten.

Aber Karl würdigte mich doch der Ehre, mir „seine“ Pferde zu zeigen. Das dunkelbraune hieß Hektor, das sei ein Massik,^{*)} ein Heimtücker, meinte Karl, vor dem man sich in acht nehmen müsse. Wenn er übler Laune sei, so schmeiße der Hektor aus, auch bleibe er gern mit dem schwer beladenen Wagen stehen, nicht, weil er nicht mehr ziehen könne, sondern nur, um den Fuhrmann zu ärgern. Wenn man dann in die Speichen des Rades greife, um den Wagen weiter zu schaffen, so könne der Hektor so recht schadenfroh wiehern. Aber der dunkelbraune Gaul, Keil genannt, sei gut, nur sei er ein Leckermaul, der Hafer lieber fresse als Häcksel, am allerliebsten aber Zucker aus der hohlen Hand seines Herrn.

Was ich damals an dem Karl beobachtet habe, ist mir später noch oft an Menschen entgegengetreten, die viel mit Tieren umgehen. Sie betrachten sie als Ihresgleichen, schieben ihnen menschliches Seelenleben unter, nehmen an, daß sie von Liebe und Haß, von Neid und Schadenfreude genau so getrieben werden, wie die Menschen. Der alte Posthalter Scholl zu Gerbach sprach, als er im Alter etwas kindisch war, mit den Postpferden, als ob sie Menschen seien. War schönes Wetter, so sagte er, wenn sie angeschirrt vor der Post standen: „heute ist aber schönes Wetter, da kann mein Gäulchen schön springen.“ Sielen im Dezember, wenn die Straßen aufgeweicht waren, Regen und Schnee vom Himmel herunter, so streichelte er zärtlich die Tiere und sagte: „Ihr armen Gäulchen, ihr dauert mich im Herzen drin.“

Ob die innigen Beziehungen des Karl zu den Pferden daher rührten, daß er auch im Pferdestalle schlief, weiß ich nicht. Jedenfalls sah ich damals zum ersten Male sein Bett, das in Mannshöhe im Stalle auf vier Pfosten ruhte und in das er nur mit einer kleinen Leiter gelangen konnte. Die Dienstknechte in der Pfalz waren damals nicht verwöhnt.

^{*)} Der Ausdruck stammt aus dem Hebräischen und bedeutet so viel wie Narr.

Als wir wieder aus dem Pferdestalle heraustraten, sahen wir zwei Mägde geschäftig mit großen Bütten über den Hof laufen. Sie wollten die Schweine füttern. Karl sagte, indem er auf mich deutete: „Das ist das neue Knechtchen.“ Die Mägde forderten mich auch gleich auf, ihnen zu helfen. Ich wurde mit in die Küche genommen, dort bekam ich eine Bütte, die mit Milch und zerstoßenen Kartoffeln gefüllt war. Das schüttete ich den Schweinen in den Trog, die Tiere steckten eng die Köpfe zusammen und nahmen, schlürfend und schnalzend, ihr Futter zu sich. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Der Gottesdienst in der Johanneskirche wird in den letzten Jahren immer mehr durch das Tuten der vorüberfahrenden Automobile gestört. Es ist wirklich äußerst lästig, wenn mitten in das Gebet hinein das laute, aufdringliche Signal erklingt. Die Automobilisten können ihre Rücksichtslosigkeit nicht damit entschuldigen, daß sie nicht wüßten, wann Gottesdienst ist. Jedes Kind weiß, daß an den Sonntagen von 1/2 10 Uhr die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt ist, und abends zeigen dies ja die hell erleuchteten Fenster an. Das Auto herrscht ja unbestritten auf der Landstraße, in den Straßen der Stadt aber könnte es sich etwas mehr Mäßigung auferlegen. Wenn die vorbeiratternden und übel riechenden Kraftwagen Sonntags in der Nähe der Kirchen ihre Gangart etwas verlangsamen, um nicht zu diesen häßlich tönenden Signalen genötigt zu sein, so wäre das weiter kein großes Unglück. Wir wünschen die Zeiten nicht mehr zurück, da in Gießen während des Gottesdienstes die Kirchenältesten auf den Straßen auf und ab gingen und jedweden Passanten aufschrieben, aber wir wünschen, daß man auf unseres Gottesdienst mehr Rücksicht nimmt.

Worte zum Nachdenken.

Man kann ruhig durch die Stürme des Lebens fahren, wenn man im Gefolge Jesu, im Bewußtsein seiner Gnade und im Vertrauen auf seine Macht steht.

Mein Auge braucht die Wege nicht zu sehen,
Gott sieht sie ja!
Drum darf ich immer ruhig vorwärts gehen,
Er ist mir nah!

Wie die Sterne in der dunkelsten Nacht am schönsten leuchten, so leuchten die Gottesverheißungen in der Dunkelheit der Prüfungen am herrlichsten. Es ist noch keine Nacht in der Erdenzeit gewesen, auf die nicht mit absoluter Gewißheit der Tag gefolgt wäre. So wird auch auf deine Nacht der Tag folgen, dafür bürgen die Verheißungssterne.

R. Wenger.

Wenn wir mit ganzem Ernste bitten: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“, so wird uns Gott auch immer freudiger und tüchtiger machen, seinen Willen zu erkennen und auszurichten, und an unserm Orte, zu unserer Zeit am Bau seines Reiches helfen. G. Benz.

Wen Gott einen köstlichen Weg führt, dem gibt er weder Fühlen noch Schauen, sondern großen Glauben.

Sehlt euch etwas, wohl an, schüttet euer Herz vor ihm aus, saget es nur frei, berget nichts. Es sei, was es wolle,

er höret es gern, will euch gern helfen und raten. Scheuet euch nicht vor ihm und denket nicht, es sei zu groß oder zu viel. Dr. M. Luther.

Das ist deine Aufgabe: Glaube, was unsichtbar; hoffe, was zukünftig; trage, was gegenwärtig.

Kirchliche Anzeigen.

Samstag, den 28. März, in der Stadtkirche, nachmittags 2 Uhr: Beichte.

Sonntag, den 29. März, Judika.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Kollekte für die Armen.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Konfirmation der Kinder aus der Matthäusgemeinde. Feier des heil. Abendmahls Pfarrer D. Schloffer.

Nachmittags 2 1/2 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrassistent Hoffmann.

Abends 6 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Mittwoch, den 1. April, abends 6 Uhr: 6. Passionsandacht. Pfarrer Schwabe.

Nächstkünftigen Sonntag, den 5. April, abends 8 1/4 Uhr, findet im Markusaal ein Vortrag des Herrn Oberbibliothekar Dr. Hepding über: Eine hellenistische Großstadt (zum Verständnis der Neutestamentlichen Schriften), mit Lichtbildern statt. Dazu werden besonders die Mitglieder der Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde und des Wartburgvereins eingeladen.

Weitere Abendmahlsfeiern finden statt: Am Gründonnerstag, abends 6 Uhr, und am Charfreitag im Hauptgottesdienst.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 6 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Abends 1/2 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

Nächstkünftigen Sonntag, als am Sonntag Palmarum, feiern wir den Landes-Buß- und Betttag. An diesem Tage wird in beiden Kirchen die alljährliche Kollekte für bedürftige hessische Gemeinden, die an Orten mit überwiegend katholischer Bevölkerung bestehen, erhoben werden.

An demselben Tage wird im Abendgottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl für die Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam gehalten werden. Anmeldungen vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Weitere Abendmahlsfeiern werden gehalten am Gründonnerstag im Abendgottesdienst um 7 3/4 Uhr, am Charfreitag im Hauptgottesdienst.

Am Gründonnerstag ist im Vormittagsgottesdienst Vorstellung und Prüfung der Konfirmanden aus der Johannesgemeinde. Die Konfirmation derselben ist am 2. Osterfeiertag im Hauptgottesdienst und in Verbindung damit Feier des heiligen Abendmahls. Die Beichte dazu wird am 1. Osterfeiertag im Anschluß an den Abendgottesdienst gehalten werden.

Haarausfall
sowie Schuppen und Spalten der Haare wird beseitigt durch tägliches Waschen mit der echten **Steckenpferd-Teerschwefel-Seife** v. Bergmann & Co., Radebeul Bestes Mittel zur Stärkung u. Kräftigung d. Haarwuchses. A St. 50 Pf. Überall z. haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24—26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Heh. Blum, Schuhlager,
Neustadt 19

Besonders billiger

Schuh-Verkauf

15⁰/₀ bis 20⁰/₀

Reparaturen billigst

Kränze und Bufetts

: in allen Preislagen :
bei schnellster Lieferung
reichliche Auswahl

Gärtnerei Wittmann

Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

Frdr. Teipel

16 Markt 16

empfehle für die Schneiderei

Spitzenstoffe :: Besatz

Stickereien :: Spitzen

Einätze :: Borden

Gutter :: Knöpfe etc.

sowie alle einschlägigen Artikel

in großer Auswahl.

Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

FRITZ NOWACK
Gardinen.

Sämtliche Neuheiten in abgepaßten
Gardinen u. Spannstoffen sind eingetroffen.

Ferner Ausnahme-Angebot: **ca. 150 Fenster**
abgepasste Gardinen, zurückgesetzte
Muster, 30 Prozent unter seitherigem Preis.

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen

Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reste

außergewöhnlich billig

Etagengelchalt. Seringe Unkolten
Gemeinschaftlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Reste in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.

K. Elle

Nord-Anage 35, Ecke Schottstraße.

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.

Eigene Schreinerei · Gegr. 1832.

C. Zimmermann

Neuen Bäue 15.

Musikalien

Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen

Rudolph's Nachf.
Neuenweg 9 · Telephon 671

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse

MÖBEL-LAGER

Lieferung ganzer Ausstattungen

:: sowie Einzel-Möbel ::

Eigene Polster-Werkstätte

Für die Konfirmation

empfehle alle Arten

Kleiderstoffe, schwarz und farbig
nebst passenden Besätzen zu realen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.

Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —

Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16

Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Franz Bette

Mäusburg 10

Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren

Erstlings-Ausstattungen

Auswahlforderungen bereitwilligst

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16

Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke

Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Bahnhofstr. **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr.
44 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Bereinigung

Ein Herr-

liches Hochzeits-, Geburtstag-Geschenk
ist mein Abendmahl-Tischtuch mit ein-
gewebten Christus-Bildern.

— Kunstweberei — Feine Packung —
Preis 5 Mk. 25 Pf. Ansicht verlangen.

Carl Reichenbach

Neustadt Nr. 9, Main-Weser-Bahn.

**Gesang-
bücher**

in reicher
Auswahl

bei

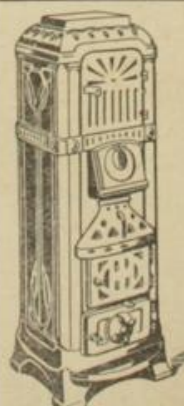
Ernst Balser

Mäusburg 11.

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

Wilh. Rudolph, Hofl., Giessen, Seltersweg 103.



Amerikanische, irische
Regulier- u. Koch-Oefen

alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile

Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
transportable Kesselöfen, Kohlen-
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
empfiehlt

Edgar Borrmann, Gießen

Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11